



Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

## → . Der Uebergang. . ←

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)  
Pepi wurde immer mutiger, als der Adam nicht gleich zu Tätilichkeiten überging. Und eine Unterredung, die nun schon lange Jahre hinter ihnen lag, fiel ihm plötzlich ein. Damals hatte er sich von einem Mädel wegshrecken lassen, das ihm gut gefiel, nur weil es sein Kamerad wollte; aber eben damals hatte doch auch der Adam gesagt, er hätte eigentlich keinen Mut und er glaube, wenn ihm einer dreist entgegentrate, so würde er sich an den nicht trauen. War nicht vielleicht der Augenblick gekommen, ihm manche Demüting, geschluckt im Laufe der Jahre, heinzuzahlen? Ihm vor seiner Geliebten zu zeigen, daß man sich vor ihm und seinem Maul nicht fürchte? „Selber abfahren, Fallot . . .“

Ein Aufschrei. Simlos stürzte der Adam vorwärts. Er schlug wie ein Wüstender: „Zweimal in einem Tag Fallot? Dös is zu viel. Hin mußt werden. Hin und auf der Stell', Hundling, eleudiger!“

Der Pepi suchte sich des Rasenden zu erwehren. Er wischte feige Träne im Auge, das lauerte und lauerte. Und plötzlich — er wußte später nicht mehr, wie er sein Schnappmesser in die Hand bekommen und es geöffnet habe — blinckte etwas, stieß vorwärts. An etwas Hartem kam's an — bog sich, ging so glatt und hilflos weiter, drang tief in etwas. Der Adam stand still. Seine rechte Faust öffnete sich; die gespreizten Finger griffen in die Luft. Er bog sich nach rückwärts, ächzend, furchtbar ächzend: „Wir haben s' was tan,“ stöhnte er, roten Scham vor dem Mund. „Was tan haben s' mir. Ham möcht' ich. Ham.“ Und er stürzte wieder.

Das war mit einer unbegreiflichen Schnelle geschehen. Noch ehe einer der Polizeivertrauten seinen Adler aussleckten und einschreiben konnte,

„Patruu . . .“ Ein Schreckensruf. Die Tänzer zerstoben. Die Musik schrillte ab. Paare, die ganz versunken im flüssigen Taumel nichts gemerkt hatten, sahen sich verdutzt nun.

Neben dem Adam hatte sich die Marie niedergeworfen. Sein Blut strömte vor, unhemmbar, ihr übers Kleid. Sie achtete nicht darauf. „Stirb mir net, Adamerl, mein Adamerl,“ jammerte sie in einem traurigen Distant. Den Pepi hielten zwei Agenten mit eisernem Griff. Er dachte nicht an Widerstand. Er winselte nur, einbiug, jämmerlich.

Der Arzt beugte sich über den Liegenden. „Stich ins Herz! Der Tod muß augenblicklich eingetreten sein.“

„Wer weiß seine Leute?“

„Ich,“ stöhnte die Marie und erhob sich sehr mühselig und ganz in Tränen. „Ham möcht' er, hat er noch auf die lebt' getagt.“

Man hob ihn auf und trug ihn von dannen. Als der Ferne, verschlachtet, sahen die anderen, schen aus der Dunkelheit auftauchend, dem Hufe nach, der den letzten Adam Mayer aus der Adam Mayer-Gasse entführte. Niemand gab ihm das Geleit, nur gefesselt der Fremde, der ihn niedergestochen, nur die Dirne, um die er sein Leben vor der Zeit vertau.

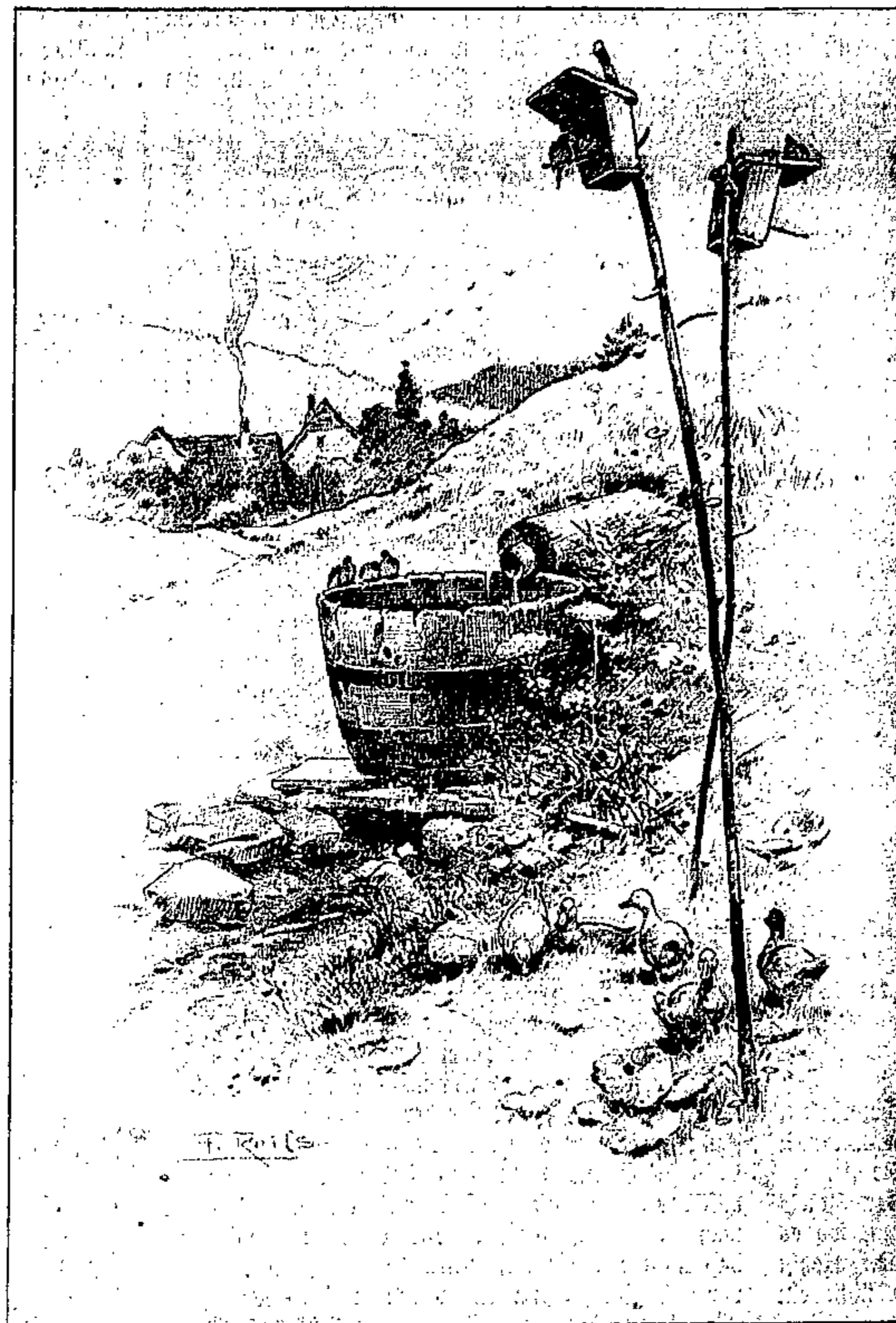
Dann erloschen die Lichter, der Tanz war zu Ende.

17.

Das Haus in der Felberer-gasse war voller Klärthe.

Noch hatte sich die Bewegung, hervorgerufen durch den Tod der alten Frau, nicht gelegt, noch schwirrten die tausend Vermutungen, die sich immer, und läge scheinbar gar kein Anlaß dafür vor, an eine solche Gelegenheit knüpfen, in der Luft, und schon meldete sich zunächst als Gerücht die Kunde vom Ausgang des Adam.

Es war aufgestattet. Und man sprach da und dort davon. An seiner Möglichkeit zweifelte niemand: Jeder wollte längst so etwas erwartet haben. Nur zu denen, die es zunächst angegangen



Am Brunnen vor dem Tore.

Zeichnung von Fritz Reiß.

hätte, war noch keinerlei Post gebrungen. So zerstreute man sich diesen Tag wie jeden anderen und ging seine gesonderten Wege.

Allerdings fiel es der Frau Kathi Maher auf, daß die Marie gar nicht heimgekommen war. So weit hatte sie die Frechheit doch nie getrieben, gleich über Nacht anzubleiben und der Frau alle Arbeit zu überlassen. Über vielleicht war endlich so die Gelegenheit gekommen, sich der unliebsamen Person zu entledigen, mit der es auf die Dauer doch kein Auskommen mehr war.

Und dennoch sollte die Zeit kommen — Jahre, viele Jahre nachher, da sie selbst dieses Geschöpfes, so nichtsahnig es war, mit einer Art Führung denken musste, als der einzigen, die ihrem verlorenen Kinde Liebe entgegen gebracht, so gut sie eben Liebe verstand, die in seiner letzten Stunde neben ihm geblieben war, bestrebt, sein vorstürzendes Herzblut zu hemmen. Denn keine Magie gleicht der Erinnerung.

Es fiel ihr ferner auf, daß die Greisslerin eine schimpfliche Stimme hatte, als sie ihre wenigen Gänse bei ihr besorgte; williger und beschissener war, als sonst, und ersichtlich etwas erzählen wollte und an sich hieß; daß die Bekannten, denen sie begegnete, so gewiß verlegen waren und sie mit barmherzigen Augen betrachteten. Wochten sie nur! Ihr verschlug das nicht und am Ende — man durfte sie bedauern, immerdar und mit gutem Grunde.

Um Herde stand sie und richtete alles für ein bescheidenes Mittagessen. Eigentlich war sie ganz froh in ihrer Einsamkeit. Da konnte sie grinseln und in sich versinken, und ihr wurde, während sie so gebundenlos die Hände regte, beschickt, was zu schaffen war, und, da das Feuer hübsch zu brennen begann, in der Wohnung herumfegte, damit man es halbwegs ordentlich habe, da wurde ihr, als läge das Schlimmste nun doch schon hinter ihr, als wund' ihr nun gar nichts mehr begegnen, daß sie im kleinsten treffen und verlegen bliebe.

Sie konnte das sonderbare Gefühl nicht loswerden, als müßte heute, just heute, ein freudiger Besuch kommen. Jemand, mit dem man sich so recht herzlich ausplauschen könnte, eine Schale guten Kaffee vor sich, wie sie's in besseren Zeiten gelebt und sich nun schon so lange nicht vergönt. Sie überprüfte die Vorräte. Es hätte gereicht und, wenn's schon eine Verschwendug war, so möchte sie diesmal hingehen und willkommen solle ihr jeder und jede sein, wer immer ihr mit Herzlichkeit begegnete.

Vielleicht hielt sie sich die Linnerl zu Hause und redete sich einmal mit ihrer Jungsten aus, die ja so viel klug war? Denn es fiel ihr auf die Seele, wie wenig sie sich nun das Kind getrimmt hatte, verloren im eigenen Trübsinn, wie im Schwall schlammiger Wasser, die alles verhüllen und exträußen. Hatte sie die nicht von der Seite gelassen, da sie der Mutter noch so sehr bedurfte? Und war es nicht die höchste Zeit, sie zurückzurufen? Vielleicht machte man gemeinsam einen Sprung zur Großmutter und trug dort die Noserl, die sicherlich Totenwache hielt. Was sich dann fand, das mochte sich schicken.

In solchen Gedanken, in Stimmungen, zu fein, um sie nur zu haschen, wie sie eben ein vollkommen erschöpftes Gehirn durchhüschten, fand sie die antliche Verständigung vom Ende des Adam und seinem letzten Wunsch.

Sie brach nicht zusammen und sie tat keinen Schrei. Nur mit schrecklichen Augen sah sie nach dem Boden. Dann: „Trüfgeld werden S' Ihnen doch kein's verlangen?“

Es stand bei ihr fest, sie müsse ihr heimholen. Und so richtete sie sich her, ganz mechanisch. „Damit die arme Seel' eine Ruhe hat,“ murmelte sie.

Sie versperrte die Wohnung; bei der Hausmeisterin hinterließ sie, es solle jedes essen, wo es wolle, sie wisse nicht, wann sie heimkomme. Wohin sie denn gehe? „Um den Adam,“ und nicht ein Bucken war in ihrem Gesicht.

Allein machte sie ihre traurigen Gänge. Allein wie immer. Zum Garnisonsspital, wo er auch

lag; zur Polizei. Da hörte sie eine Auskunft; dort erzählte man ihr etwas, das sie nicht begriff. Denn sie vernahm nur leere Lauten, die in ihr sogar keinen Sinn ergeben wollten. Zu unterschreiben war allerhand. Man über gab ihr etwas. Sie steckte es zu sich, ohne jeden Gedanken.

Und diese gleichgültigen, stümphen Amtsgelehrten, die dennoch bestrebt waren, etwas wie Teilnahme und Missbildung zu heucheln! Das war wohl das Widerwärtigste von allem. Mit jedem hätte sie haben mögen.

Aber sie bezwang sich. Denn tief in ihr lebte jene Scheu, die unabzwinglich, des Wieners vor der Obrigkeit. Und dann, die konnten das nicht nichts. Schuld an allem, immer unbestieglicher wurde diese Überzeugung in ihr, war ein Einziger.

Und der war nicht da. Der ließ sie allein Gänge tun, wie sie wohl noch seiner Mutter verhängt gewesen waren. Aber geschenkt blieb ihm nichts. Gar nichts. Und nun wußte sie auch, warum es sich so gefügt hatte, daß sie den Adam heimholen gemusst. Es hatte alles seinen Zweck.

So rannen die Stunden. Sie empfand keine Müdigkeit. Kein Hunger kam über sie, und sie wurde nicht schwach, wiewohl sie den ganzen Tag nichts zu sich genommen hatte. Ein Dämon besaß sie und regierte all ihr Tun nach dem Zweckmäßigen.

Es begann zu dunkeln, da sie heimkehrte. Sie schritt die wenigen Stufen voran. Wie kurz war es her, daß sie der Adam im Born, voll unbefriedigter Leidenschaften herunter gestürzt war! Es hatten sich viele Leute versammelt und sahen dem traurigen Zug zu. Vor Kathi Mahers Augen war ein Schleier.

Sie sperrte auf. Hinter ihr waren die Träger; stoppend, mit schwerfällig ungeschickten Bewegungen, als besorgten sie, irgendwo anzustoßen und dem weh zu tun, der längst nichts mehr empfand.

Sie sah um sich, wohin den Adam legen. Da stand sein Bett, frisch überzogen, wie sie's in der Gewohnheit hatte, damit er's ordentlich finde, wann immer er heim käme. Da hinzu lagen sie den Toten. Dann gingen sie, und die Frau atmerte auf.

Nur eine brennende Sehnsucht war in ihr: Allein sein! Allein mit dem Adam!

Es war schon sehr dunkel. Sie fasste ihn die Hände übers Kreuz, nahm ihre silbernen Leuchter und ordnete sie. Aber es waren keine Lichter im Hause. Das beklemmte sie am meisten.

Und so kalt war es in der Stube, so furchtbar kalt! Ihr wurde, als müsse der Adam frieren. Das sollte er nicht, nachdem er für ein so kurzes Weilchen heimgelebt war, um so bald und für ewig wieder fortzugehen. Sie entzündete ein Feuer und wärmete, da es aufzuleuchte, die verklumten Finger daran. Alsdaun setzte sie sich zur Leiche. Im Zwielicht trat die Nekrose mit der Kathi besonders hervor. So wurde ihr fast gespenstig, als lägen ihre beiden Leibesten, wie sie ihr das meiste Leid bereitet, nun auch nebeneinander gemeinsam auf dem Schrangen.

Die Flamme im Ofen züngelte vor. Sie mußte der Flamme denken, die nicht stirbt. Es war keine rechte Trauer in ihr, und vor allem, und darüber verwunderte sie sich am meisten, keinerlei Überraschung oder Niedergeschlagenheit. Nur ein dumpfer Schmerz, der ihr ins Blut gedrungen war und es gerinnen ließ.

Unablässige stierte sie ins vertraute Gesicht, das trotz seiner Jugend so verlebt war, bis ihr seine Züge verschwanden. Benahm sie ihr die Dunkelheit? Oder waren es die Tränen, die einzeln und schmerhaft ihr vortropften?

Sie machte Licht und stellte den Schirm so, daß des Toten Antlitz völlig im Schatten war. Und während sie, eigentlich ohne Bewußtsein ihres Tuns, das Nötige vorkehrte, murmelte sie sinnlose Reden vor sich hin. Denn etwas mußte sie hören, allein mit ihrem schrecklich stimmen Gefährten, und wenn es nur die eigene Stimme war. Und einmal schrie sie auf, gellend, daß sie vor sich selber erschrak.

War das schon der Wahnsinn? Oder riß wieder ein letztes in ihr?

Über kein Laut der Bärtschigkeit war in den Neden. Kein helles Wort einer Liebe, die für immer scheiden muß. Sie hatte mit ihm, sie sich es nicht getraut, es nicht gedurft, da vielleicht noch gefruchtet hätte.

Und auf einmal fiel ihr bei, was man ihr eigentlich auf dem Auto gegeben habe? Und tastete in ungewissen Griffen danach und besaß mit der Scheu einer verstörten Seele und misste ihr darans ein neues Entzückliches entgegen.

Da war Geld. Viel Geld! Ein ganzer Haufen Banknoten. Ja — woher hatte das der Adam? Um alte Wunden Christi — wie kam der Wund zu so viel Geld? Was war da nur für eine Heilsigkeit dahinter?

Und da waren zwei Minge. Sie besaß sie in einer großen Begierde, selbst mit einer Lüsternheit nach neuen Schriften, als könne sie sich garnicht mehr daran ersättigen.

Sie waren altmodisch. Derlet trug man längst nicht mehr. Über sie waren schwer in Gold und die Steine kostbar und schön von Feuer, daß selbst sie in altem ihrem Schmerz sie wendete und ihr Leuchten und ihr edles Farbenspiel bestaunte. Die hatten ihren hohen Wert.

Auf ehrlichem Wege konnte sie der Adam nicht erlangt haben. Und plötzlich lachte sie gell auf. Ja — wenn die Kommission von drüben und die von da einen ex unterwegs begegnet wären, wie da leicht möglich war!

Das hätte eine Überraschung gesetzt! Und eine Enttäuschung hätte da herauskommen mögen! Denn nun stand ihr mit einer innerhörenden Lebendigkeit alles vor Augen, in allen seinen Zusammenhängen nicht anders, als wäre sie lebhaft Zeugin jener sämtlichen Begebenheiten gewesen.

Ihre Rechte riß ihr im Haar. Denn sie mußte einen körperlichen Schmerz empfinden. Die Linke preßte sie vor den Mund, damit ihr kein Laut mehr entfliehe. Ihre Augen quollen vor und glühten füsternd und leerem Blick verloren und unfähig, etwa zu erfassen.

Das hatte noch gefehlt! Das brachte dem Ganzen erst jenes Siegel der Vollendung auf! Und bei alledem war es noch ein Glück, daß sie altein den Schlüssel dazu hatte, was sich begeben. Ein Glück? In diesem Sinne erbitterte sie das Wort. Aber so sahen nun einmal alle ihre Glückssfälle aus. Immer und seit jeher!

Vor die Leiche trat sie. Und ihr riesenhafte Schatten fiel darüber und reckte sich an der Wand.

Und ganz leise begann sie, den Adam zu schellen. Zu heißen, heißen und rauenden Lauten hielt sie ihre schreckliche Abrechnung mit ihm, Abrechnung über alles, was er ihr angetan von der Stunde ab, da er sich zu entwickeln begann; Abrechnung über jede Freude, die sich sonst eine Mutter von ihrem Kind erhofft und die ihr dieses verweigert; Abrechnung über alle seine frechen Auflehnungen und Widersetzlichkeiten gegen ihre mütterlichen Rechte, die ihn immer weiter geführt, Schritt vor Schritt, bis hierher.

Eine Sturmflut von Schmähungen, voll tiefseliger Hässlichkeit; von Vorwürfen. Er hält ihr still — endlich still. Aber er hörte wieder nicht darauf — und nicht ihn allein ging es an.

Noch einen mußte ihre Stimme umgelenken. Nach einer mußte her und vernehmen, was so lang in ihr schein und ohnmächtig geduckt gewesen war und sich nun aufrichtete, machtvolle, unüberstehlich, bereit zu jeder Zerstörung und zu einem Sprunge, der nicht mehr fragt, wen er niederkirft.

Dieser mußte davon; und hätte sie auf offenem Markt angesehen aller Leute ihm alles ins Gesicht schlenderen müssen. Oh — sie fürchtete sich nicht mehr! Sie schüttelte, vorgeneigt, die Faust gegen den Adam, sie richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und reckte die Rechte der Straße zu, in jener Richtung, aus der einer kommen mußte.

(Schluß folgt.)

## Von Köln bis Mainz.

von Emil Rosenow.

Die große Schiffsglocke läutet zum letzten Mal; die Schiffslente schieben den Personensteg auf die Landungsbrücke zurück, lösen die Tore, die Maschine beginnt zu rumoren, und langsam entfernt sich der Salondampfer vom Laude. Bald ist er mitten im Rhein und fährt majestätisch stromaufwärts nach Bonn, Koblenz und zur Endstation der Dampfergesellschaft nach Mainz. Dieses Schiff mit seiner Pracht und Bequemlichkeit gleich einem schwimmenden Hotel, durchfährt hente nicht bloß die schönen Rheingegend, sondern auch eines der ältesten Kulturstädte Deutschlands.

Dicht am Strom liegt Köln. Zahllose Kirchenruinen ragen über die dämmteren Häuser zum Himmel empor. Ein imposanter, aber zugleich mittelalterlich-schöner Ausblick. Die engen Gassen der Altstadt, die nach dem Rhein hin auslaufen, tun mit ihrem Verkehr und ihren alten Bauten Stolze von der vierhundertjährigen HandelsgröÙe der Stadt. Schmale, hohe Häuser, mit großen Dachlagerräumen und innern Dach vorspringendem Holzrahm zum Emporwinden der Waren, weisen auf die große Handelsgeschichte der Stadt zurück. Dazu der städtisch-kirchliche Charakter, den das Stadtbild durch die ragenden Türme erhält. Hier haben die Handelsherren und die Mönche regiert, und noch hente teilen sich Handel und Kirch in die Herrschaft. Neben dem ganzen das großartigste Werk des gotischen Baustils: die riesige Steinmasse des Doms.

Wie ein bläster-großartiges Wahrzeichen alter Kultur hebt sich die Stadt am Ufer des Flusses ab. Denn der Ursprung Kölns fällt schon mit der im Jahre 38 v. Chr. durch Agrippa vorgenommenen Übersiedlung des germanischen Volkerstamms der Ubier vom rechten auf das linke Rheinufer zusammen. 50 n. Chr. wurde es durch den römischen Kaiser Claudius auf Veranlassung seiner Gemahlin Agrippina, der Mutter des Nero, zur Kolonie erhoben und führte den Namen Colonia Agrippinensis. Es war der Sitz des römischen Legatus für Niedergermanien, und die zahlreichen Altersumfunde bezeugen, wie in einer Zeit, da rings umher noch alles in Barbarei stand, hier die römische Kultur einen festen Boden hatte.

Ehe das Dampfschiff die Glüten des Stromes durchschneit, kannte man als le ten Vorläufer für den Personenverkehr die Wasserdiligence. Muß das ein Neisse gewesen sein! Diese Diligence war ein größerer, durch drei Ruderer und ein Segel bewegter Kahn, auf dem sich ein mit Glassäulen versehener Personentramm erhob. Zwei kurrende Stiegen führten auf Deck dieses Raumes, der gerade groß genug war, um ein paar Bänken Platz zu bieten. Da kamen sich die Reisenden die Zeit lang werden lassen; denn nur von Köln bis Mainz zu gelangen, brauchte die Wasserdiligence vier Tage. Damit derweilen die Reisenden nicht unfrust, führten die Schiffer auf einem besonderen Kahn, der am Tau nachgeschleppt wurde, einen Herd zum Kochen mit. Und doch galt diese Art des Reisens für weit begnemer, als eine Wagenfahrt auf den holprigen Straßen rechts und links des Rheins. Noch weit beschwerlicher war der Warentransport zu Wasser. Stromaufwärts überließ man die Lastschiffe dem Segel, dem Wasserlauf und dem Steuer. Stromaufwärts mußten die Schiffe geschleppt werden. Das geschah mittels Pferden. In Köln kannte man damals noch die Leinreiter, Fuhrleute, die in dem Tau besonders großer Höhe standen. Von dem schwergeladenen Kahn zog sich ein Tau, die Leine, nach dem Ufer, und auf dem Leimpfad, rechts und links vom Strom, hatte der Leinreiter seine Pferde angepaßt. Es waren elende Mähren, mit Wunden und Striemen bedeckt, die hier, getrieben von den Flüchen und Peitschenhieben der Leinreiter, sich mit den Lastkähnen langsam stromaufwärts quälen mußten, um schließlich zum Schinder zu kommen.

Oberhalb Kölns bietet der Rhein zunächst noch keine malerischen Netze. Die Ufer sind flach, hier und da durch ein Dorf belebt. Über den Strom gleiten unablässig ganze Flüge von Lastschiffen, zu fünf, sechs vor einem Schleppdampfer aufwärts gezogen. Langsam kommen die Flößer den Strom herab. Hunderte von Baumstämmen haben sie zum Floß vereinigt. Mitte daran steht die Flößerhütte und am oberen und unteren Ende milan sich die muskulösen Männer mit langen Mätern, das ungeschlachte Fahrzeug in der Fahrinne zu halten. So fahren sie vom Schwarzwald zum Niederlande herunter. Wenn man die stämmigen Gestalten sieht, muß man an Hauffs prächtiges Schwarzwaldmärchen: „Das kalte Herz“ denken, an den Holländer-Michel, den riesengroßen Schwarzwaldgeist, den bösen Verführer der bleideren Flößer, der sie heredete, anstatt zu den Kölnner Kaufherren, weiter den Rhein hinunter bis nach Holland zu fahren und sie dann ins Unglück brachte. Wie anschaulich schlägt Hauffs Feder, wenn der Holländer-Michel mit seinen langen Stiefeln in den grünen Strom sprang und das Floß in der Fahrinne zurechtrückte.

Die Schiffsglocke läutet. Vor uns toucht Bonn auf, die rheinische Universitätsstadt. Hier sieht man, wie sich das Gebirge allmählich an den Strom heranschiebt und zum Rheintal verengt. Die Stadt auf dem steilen Stromufer macht einen freundlichen Eindruck. Neben den Häuserdächern erheben sich die Türme des Münsters, der evangelischen Kirche, des Schlosses und im Hintergrunde der Kreuzbergkirche. Die Hübschen, am Rhein aufwärts liegenden Villen und die staatliche Rheinbrücke - welch' schönes Bild!

Eine Strecke stromaufwärts tritt das Siebengebirge hervor. Eine Gruppe von Berggipfeln und -rücken, von Wald und Weinbergen bedeckt: Drachenfels, Wolkenburg, Lohrberg, Delberg, Nonnenstromberg, Petersberg.

Hoch auf dem Drachenfels reckt sich die Ruine der uralt Drachenburg ins Land. Die Sage erzählt, hier habe der Drache, den Siegfrieds Schwert töte, in einer Höhle gehaust. Die Burg selbst wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört, während der Felsen lange Zeit litt, weil die Herren vom Kölnner Domkapitel seit 1306 hierher ihre Stätte für den Dombau holten. Nebenhaupt ist dem Gebirge durch Steinbrüche viel Schaden geschehen. Auch die Feste auf der Wolkenburg hat den seit Jahrhunderten betriebenen Steinbrüchen weichen müssen.

Die geistlichen Herren kamen die Schönheiten des Gebirges, wie des ganzen Rheintales. Mittertum und Kirche, weltliche und geistliche Macht hatten sich, wie sie noch alle Gewalt besaßen, brüderlich in die schönsten Punkte geteilt. Der Adel bevorzugte die Berggipfel, von denen aus er Strom und Straße überblicken und vom vorüberziehenden Kaufmann drohend seinen Tribut holen konnte. Der Adel entschied sich, soweit er nicht überhaupt inmitten der reichen Städte hausste, für die fruchtbaren Täler, die ihm reiche Erträge versprechen. Die ehemalige Eifelercius-Abtei Heisterbach, zu der man vom Delberg aus gelangt, zeigt dies noch deutlich. Sie hat ihren Namen von einer jungen Buche (Heister) und einem Bach. Tritt man ins Tor, so sieht man eine schöne Obstanlage. Mönche haben sie angelegt; denn auf Obst und Wein haben sie sich all' ihre Tage verstanden. Ringsum steht man die blühende, ehemalige Klosterwirtschaft und im Hintergrunde den Chorschluß der Abteikirche, zwischen 1202 und 1237 erbaut, in seiner geschwungenen Pracht ein Beweis, wie sich die Bodenbewirtschaftung für die Klosterleute gelohnt hat.

Ein Stück stromaufwärts im Rhein wieder ein Kloster auf der Insel Nonnenwerth. Von dichtem Baumwuchs umgeben liegt es da, nach allen Seiten vom Wasser geschützt. Im zwölften Jahrhundert wird es zuerst erwähnt. Die Rheinsage bringt das Nonnenkloster mit der Burg Rolandseck in Verbindung, deren Bogen, der einzige Ruinenrest der ehemaligen Burg, sich dem Kloster gegenüber auf hohem Basaltfels in die Lüfte reckt. Sie soll Karls des Großen Paladin Roland, der in der Schlacht bei Roncesvalles blieb, erbaut haben. Als die

falsche Nachricht seines Todes kam, soll die schöne Hildegund, seine Braut, den Schleier genommen haben. Roland aber verbrachte den Rest seines Lebens im Kloster Nonnenwerth.

Nun erinnert der Nonnenbogen zum ersten Mal an unseren Ferdinand Freiligrath, der droben im stillen Poetenwinkel zu Unkel, hart am Rheinufer, gesessen hat. Seine ersten dichterischen Erfolge hatten es ihm ermöglicht, den Kaufmannsberuf an den Nagel zu hängen und sich ganz seiner Muse zu widmen. Und als er bei Unkel den Rhein vorbeibranzen hörte, da sah er mitten in seinen Wünschbilden wieder seines Vaterlandes Schönheit:

Zum Tüpfel die Romane,  
Zum Teufel auch die Leid'l  
Es rauscht durch meine Seele  
Der freie deutsche Rhein!

Freiligraths Verdienst ist es, den 1839 eingeführten Rolandsbogen 1840 wieder hergestellt oder wenigstens das Interesse für die Wiederherstellung geweckt zu haben. Seitdem blieb sein Werk für das Vaterland rege, und als die Stürme der sich vorbereitenden politischen Kämpfe der vierzig Jahre immer vermehlicher an sein Ohr drangen, da verzichtete er auf die Jahresreise, die ihm Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgesetzt hatte. Die achtundvierzig Revolution sah ihn als ihren Trompeter an der Spize und als drunter in Köln Karl Marx aus Trier die „Neue Rheinische Zeitung“, das Blatt der Revolution, herausgab, stand er neben Marx bis zum letzten Augeblick und die Verborghammer des Blattes brachte sein zornstammendes Abschiedswort:

Stein off'ner Hieb in off'ner Schlacht,  
Es fallen die Rücken und Rücken...

Wieder ein Stück stromaufwärts, gegenüber dem steil abschwellen Basaltfelsen der Erpeler Ley, liegt am Ufer das alte Remagen. Alle diese Erhaben am Rhein haben durch den dreißigjährigen Krieg furchtbar gelitten. Wandert man zwischen ihren alten Mauern, durch ihre historischen Bauwerke, so sieht man noch heute die Spuren. Diesen Orten war frühzeitig das Wasser des Stromes zu Gold geworden, sie waren reich. Als Gustav Adolf, der abgebrannte Schwedenkönig mit seinen Söldnern „zur Rettung des evangelischen Glaubens“, an Pommerns Küste gelandet war, zog die goldschimmernde Pfaffenstrasse die Schweden mächtig an. Sie kamen herbeigeströmt und retteten den Glauben und machten die Städte, die Klöster, die Kirchen dabei rattenkahl.

Dichter schließen sich die Berge an den Strom heran. Oben auf den Kuppen stehen Burgruinen oder restaurierte Schlösser. Da liegt Bingen, dessen Wasserturm ein Rest der zertrümmerten Burg ist, die Mauer Hammerstein usw. Dann fließt sich das Ufer ab. Wo die lebten Berge auslaufen und das Thal beginnt, in welchem, weiter oben die Mosel bis Koblenz in den Rhein tritt, liegt Andernach. Eine einz gebaute Stadt, noch großenteils von mittelalterlichen Mauern umgeben. Andernach (Antenacum) war ehedem eines der fünfzig Städte des Drusus und im sechsten Jahrhundert fränkischer Königshof, worauf noch viele Altertümer hinderten.

Weiter aufwärts, wo die Wied in den Rhein tritt, liegt der Dampfer an der Landungsbrücke von Neuwied an. Sieges Leben herrscht hier; denn die Stadt hat Industrie, Erziehungsinstitutionen und ist Residenz der Fürsten Wied, die dort ein prächtiges Schloss stehen haben. Friedliche Leute, die Neuwied wieder! Doch war's nicht immer so. Neuwied wurde 1653 an der Stelle des durch den 30-jährigen Krieg völlig verödeten Langendorf vom Grafen Friedrich v. Wied gegründet. Der hatte Untertanen bitter nötig, und so lud er Ansiedler ein „ohne Unterschied der Religion und ohne einen Pfennig zu bezahlen“. Und sie kamen herbei. Heute, da die Zeit der Religionskriege weit hinter uns liegt, wohnen sie friedlich beieinander: Protestanten und Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten und Juden und fabrizieren Süßwaren, Zigarren, Tabak und Zigaretten.

Koblenz! An der herrlichen Mosel vorbei dampft

das Schloss. Auf dem anderen Ufer schaut breit und massiv die Festung Ehrenbreitstein herab, während Coblenz sich freundlich präsentiert mit seinen schmucken Gebäuden, seinem breiten Quai, seinen Plätzen, seinen Schein- und Mosellüberbrückungen. Einen guten Wein trinkt man hier, und es schlendert sich gemüthsich durch die Straßen der alten etwas spießbürgerlichen Stadt, in der die Beamten und Soldaten viel gelten. Denn Coblenz ist der Sitz der Provinzialregierung, hat folglich viele Beamte, auch viel Militär und ein königliches Schloß. Erst 1890 ist die Stadtmusik geschrumpft worden. Seitdem hat Coblenz ein freundliches Aussehen bekommen. Es ist förmlich ein frischer Wind durch die Bevölkerung gegangen. Mit den Städten weitet sich auch der Charakter ihrer Bewohner.

(Sotup folgt.)



## Zur Kulturgeschichte des schlechten Tons.

Von Friedrich Stampfer.

**S**ie über die Verrohung der öffentlichen Sitten wird jetzt in deutschen Ländern viel geredet. Die Arbeiterbewegung — Gott sei's gelagt! — soll neben den modernen Kunstbestrebungen an diesem erschrecklichen Nebel die meiste Schuld tragen. Solchen Betrachtern erscheint dann Deutschland als eine saubere Stube voll artiger Kinder, in die der proletarische Struwwelpeter zum Entsezen der Gouvernante plötzlich hereinströmt. Selbst wohlwollende Philanthropen kann man oft die Meinung äußern hören, daß ja an der Kritik, die von dieser aufsteigenden Bewegung geübt werde, vieles richtig, von ihren Forderungen vieles berechtigt wäre, daß aber der „schlechte Ton“ dieser Kritik, die Unmannerlichkeit der Forderungen der guten Sache vielen Schaden brächte.

Es soll darum in ein paar kulturhistorischen Randglossen gezeigt werden, wie gänzlich verfehlt es ist, von einer Verrohung der öffentlichen Sitten, insbesondere von einer Verrohung der Diskussionsformen zu reden. Es wird sich dabei herausstellen, daß das Schimpfen, das herzhafte und kräftige Schimpfen, zu den verschiedensten Zeiten von den Menschen als ihr gutes Menschenrecht aufgefaßt worden ist, und daß es just nicht immer die schlechtesten Geister gewesen sind, die von diesem Rechte auf den schlechten Ton den meisten Gebrauch gemacht haben.

Um aber kein Missverständnis aufkommen zu lassen, sei hier gleich bemerkt, daß es sich keineswegs um eine Verherrlichung des Schimpfens an und für sich handelt. Der gute Ton ist gewiß eine sehr schöne und mögliche Einrichtung, aber er paßt leider nicht für alle Situationen, nicht für alle Temperamente; und — vor allem — gewöhnlich verdienen diejenigen, die am lautesten um den guten Ton klagen, es am allerwenigsten, nach seinen Regeln behandelt zu werden. So lange es häßliche Dinge, abgründige Dummheiten und verwerfliche Taten gibt, wird man nicht darauf verzichten können, solche Kinder unserer schlechteren Natur bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Widerlich und gemein ist das bestürmungslose Schimpfen, das Heruntersetzen mit starken Worten bei den geringsten Anlässen, die boshafteste Besudelung des Hohen und Edlen durch gesprochene Unstätigkeiten. Wer glaubt, daß in solcher Weise nie geschimpft worden ist, der kennt nicht die Geschichte rücksichtiger Geistesrichtungen, die allemal alles Bessere, das herauftaum, nicht bloß zu erwirgen, sondern auch tot zu höhnen und tot zu schimpfen bemüht waren. Wenn in der Geschichte von solchen Erscheinungsformen des schlechten Tons wenig die Rede ist, so kommt das vor allem daher, daß jugendlich aufsteigende Bewegungen niemals wehleidig gewesen sind und im offenen Kampfe niemals um ihre Gegenwehr verlegen waren, während sich umgekehrt Schuldbewußtsein, Dummheit und Unfähigkeit gerue hinter die sicherer, wölböglich noch durch die Stacheldrahtzäune des Gesetzes bewehrten Wälle des guten Tons zurück-

ausziehen lieben. Unter solchen Umständen wirkt freilich ein kräftiges Wort zur rechten Zeit wie eine befreende stille Tat. Soviel zur Ethik des Schimpfens.

Aber das Schimpfen hat auch seine Logik und — man stimme nicht! — seine Ästhetik. Das Schimpfen muß seinen Sinn haben, das Wort muß treffen. „Der Meinhund Goethe“, „der Dummkopf Schiller“, das wäre entschieden vorbeigeschimpft, und wer so reden wollte, den würde alle Welt mit Recht für einen unvorsenden Mistel halten. Diese rein institutive Neuerung einer persönlichen Abneigung genügt für die Logik des Schimpfens nicht. Über „Goethe, der Philister“, „Schiller, der moralische Stabsstrompeter“ — halt! — du fühlst, eine verwundbare Stelle ist getroffen, und, wenn auch in heftiger Überreibung, findest du eine minder erfreuliche Seite aus dem Geistesbild unserer Helden zum Erkennen deutlich abkonterfeit. Hier wirkt das Schnüchwort nach Art einer Karikatur und ist so wie diese eine berechtigte und nützliche Waffe der Kritik. Das ist die unentbehrliche Vogel des schlechten Tones.

Was aber in aller Welt hat die Lehre vom Schönen, die Ästhetik mit dem schlechten Ton zu tun, der doch auf den ersten Blick als das genaue Gegenteil von dem erscheint, was sie fordert? Aber längst ist man davon abgekommen, Schönheit allein in der Gelenktheit und Übermund zu suchen, längst sucht und findet man sie in allem, was urwüchsig und natürlich oder der Natur getreulich nachgebildet ist. Ein Schwächling, der sich, seinem Wesen zuwider, an den Gebrauch starker Worte gewöhnt, wird immer abstossen und widerlich erscheinen. Aber minder abschrecklich ist die gezähmte Kraftnatur, der Löwe, der aufwartet und Pfötchen gibt und wie eine Hofdame sänselt. Man stellt sich einen „Götz“ vor, der nicht schimpft, und man hat eine der prächtigsten Gestalten aus der deutschen Literatur gestrichen. Steht man hinwiederum diesen Götz in einer so klassischen Darstellung, wie sie der Kunstreise Bernhard Baumeister zu bieten vermugt, so möchte man fast bedauern, daß der „gute Ton“ im Theater die Wiedergabe einer berühmt-verächtigten Kraftstelle verbietet, die man selbst vielleicht niemals in den Mund zu nehmen wagte. So spielt auch der schlechte Ton in der Ästhetik eine Rolle.

Einen besonders dankbaren Stoff aber bietet — wie schon gesagt — der schlechte Ton für den Kulturhistoriker; ja, man wäre leicht im Stande, aus diesem Gesichtspunkte eine ganze Weltgeschichte zu konstruieren, die sicherlich viel amüsanter und treffender wäre, als die vielen vom Gouvernamentpunkt gesehene Weltgeschichten, die wir besitzen. Denn geschimpft worden ist zu allen Zeiten und in allen Ländern, besonders laut und läufig aber zu solchen Zeiten, die von großer geschichtlicher Bedeutung gewesen sind.

Schon auf der Schulbank des Gymnasiums wird den Kindern bei dem Studium der Antike der schlechte Ton eingeimpft. Ich erinnere mich selbst, wie wir als Knaben — wenn wir in scherhaften Wortbalgereien unsern just nicht armen deutschen Vorrat erschöpft hatten — Unleichen bei den griechischen und römischen Schriftstellern machten. Die Wortkämpfe der trojanischen Helden mit ihren felsblockartigen Redewendungen lieferten schätzbares Material.

Geradezu als unerschöpflich aber erwies sich das Arsenal, das Cicero gegen den armen Catilina zusammengefahren hatte. Wenn einer mit einem überzeugungsvoll herausgeschleuderten „sentina rei publicae!“ — was auf deutsch in noch zierlicher Übersetzung ungefähr so viel heißt wie „Staatskloake“ — den Kampfplatz verlassen könnte, so hatte er gewonnenes Spiel und die Lacher auf seiner Seite.

Doch nicht von harmlosen, wenn auch nicht immer geschwadronen Kinderspielen soll hier die Rede sein, sondern von höchst ernsthaften und schicksals schwereren menschlichen Kämpfen. Und auch nicht von den heißblütigen römischen Republikanern soll erzählt werden, deren schlechten Ton ein überzeugter Monarchist vielleicht auf ihre verdammenswerten republi-

kauschen Einrichtungen, ein unentwegter Bratr vielleicht auf ihre verdorbene, romanische Nasse zu rufen möchte; wir wollen uns lieber auf deutsch Gebiete halten und von deutschen Geistesschlägereien, in denen der schlechte Ton seine Mittprobe abgelegt hat.

Gerade jene Zeit, in die sich das protestantische Deutschland mit seinen Erinnerungen am liebsten versenkt, bietet das fruchtbarste Feld unserer kultihistorischen Betrachtung. Zu keiner Zeit und keinem Lande ist so viel, aber auch nicht — so viel gleich vorweg genommen — im allgemeinen in so viel Witz und Kraft geschimpft worden, wie in der Zeit der Reformation. Die hochgesteigerte Leidenschaft des Kampfes führte damals zu einer „Verrohung“ der Diskussionsformen, von der eine Prüfung genügt, um einen Hofsprecher von einer Domherrin in die andere fallen zu lassen. Beispieleweise für die „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit“, die Schade gesammelt und herausgegeben hat, ein wahres Verlou von Strafzettelchen, ein Bademeum der schlechten Männer.

Der theologische Untergrund der damaligen Kämpfmacht es begreiflich, daß die Gegenpartei einsa als Sendbote des Teufels und Vollstrecker höllischer Gewalten erschien. Den Gegner als ein höllisches Ungeziefer zu bezeichnen und zu behandeln und ihn jeder Schandtat und Schurkerei fähig zu erachten war darum etwas ganz Selbstverständliches und Natürliches. Man bemühte sich beim auch keineswegs, aus solchen Gefühlen ein Hehl zu machen, sondern suchte ihnen vielmehr einen recht markanten und bildkräftigen Ausdruck zu verleihen. Dasselbe man die großen Herren am allerwenigsten. Als ein Beispiel für viele sei hier eine besondere gelungene Sendschrift aus dem Jahre 1521 erwähnt. Sie enthält eine Art von Thronrede, die der Höllenfürst beim Neujahrsempfang an seine Vasallen hält, und ist damit gleichzeitig eine beispielnde Verhöhnung des höfischen Ceremoniells.

Ganz besonders interessant für uns ist ein Flugblatt unbekannten Datums, das wahrscheinlich am Herde der Reformation, in Wittenberg, entstanden ist, deshalb, weil es sich nicht nur mit seltenen Gründlichkeit des schlechten Tones beschäftigt, sondern auch — ganz im Sinne dieser Ausführungen, nur vielleicht noch etwas „prinzipienfester“ — das Recht auf den schlechten Ton durch viel klassische und biblische Wissenschaft zu begründen versucht. Dieses Flugblatt: „Die lutherische Streblay“ betitelt, hebt an mit der Pythagoras zugeschriebenen Lehre von der Seele wandern, der Bannung menschlicher Geister in Tierkörper; sie erzählt von den Metamorphosen des Ovid, in denen gute und böse Menschen durch der Götter Gunst und Strafe nach Verdienst in liebenswürdige oder verabscheunungswürdige Gestaltungen verwandelt werden. Und wie die alten Götter Menschen in Tiere verwandelt hätten — solche Metamorphosen hätten auch die Propheten, Christus und die Apostel als Strafen gebraucht. David vergleiche die Unverständigen mit Pferden und Mauleseln, Christus nenne die Pharisäer Schlangegezücht, Teufelskünder und den Herodes einen Fuchs. Paulus rede von den falschen Lehrern als von Hunden, und Petrus nenne sie einen Brunnen ohne Wasser.

Mit wiewiel Erfolg sich der anonyme Verfasser solche Vorbilder zum Muster genommen hat, ersieht man aus dem Stecknum zoologischer Bezeichnungen, den er für die Gegner Luthers übrig hat. „Was?“ ruft er entrüstet, „sind das etwa Menschen? Die sich in stinkender Unkeuschheit, Hirterei, Gebrüder, Sodomie Tag und Nacht wälzen, würden die zu Unrecht Säue genannt? In denen Reid, Hai, Ungehorsam, Frevel und Mutwillen quillt . . . soll man die nicht als Böcke ausschreien? Die dem Guten widerbellen und widermurren; die Schriftfälscher, die den Papst liebkosken, den Unschuldigen aber zerreißen, besch . . . und fragen, sind das nicht Hunde und Katzen? . . . Solche Tiere hat der römische Lychaon, der Wolf, Papst und Antichrist an den boshaften, blutgierigen, gottlosen Bestien, nämlich an G.

Nr. 15

für den Innencontent der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Heraus- und Verleihung durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5geschw. Monopartie-Zeile oder deren Raum M. 1,50.

1904



Echte Uhren, garantiert aus Werk, 6 Minis, schönes Starke Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 goldene Goldränder, Emaille-Gitterblatt, M. 10,50. Dieselbe mit 2 echten silbernen Kapselfen, 10 Minis M. 18. Schlechte Waren führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgegossen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2jährige Garantie. Verlauf gegen Nachnahme oder Rückerstattung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Belohnungen bei mir ohne jede Rücksicht. Reich illustrierte Preisliste über alle vorherigen Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franco.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. En gros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Meille und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

### Prima Pfauenmus.

Postleiner ..... M. 2,-  
1 Emailleliner, netto 25 Z. .... 4,50  
1 Kübel von 20 bis 70 Z. pro Z. .... 14  
ab hier gegen Nachnahme.  
J. A. Schultze, Magdeburg 8.

Grosse Heiterkeit  
u. riesig, lachhaft erregen meine elektrisch leuchtenden „Cravatennadeln, Platen, Ohren“! Preis komplett m. Batterie 4½ Volt M. 8,75 pro Stück. — Neue und verbesserte elektrische Taschenlampe, M. 1,50 pro Stückstück. — Gr. illust. Preisliste gratis u. franco. Aug. Horn, Berlin 50, 18. Michaelkirchplatz 20-21.



„Superior“-Fahrräder sind auch für Saison 1904 unbedingt die besten und trotzdem außerordentlich billig! Haben Sie Bedarf in Fahrrädern u. Fahrrad-Zubehörteilen, so fordern Sie meinen Hauptkatalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltig Auswahl bei allerbilligster Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 122.

Sichere Existenz!!!  
Höchster Verdienst (bis M. 50 täglich) für jedermann durch Verkauf über Herstellung neuer, sparsamer, überall verlangter Massen-Bedarfs-Werke ersten Ranges. Offert mit 20 Pf. Miete an E. Schlecker, Stuttgart, Süderburgstr. 188.

Wilhelm Laska  
Gera (Reuss) No. 5  
Harmonika-Fabrik  
Preislisten umsonst und portofrei.

Direkt aus Gera!  
Damen und Herren-Kleiderstoffe II.  
vers. jedes Mass zu Fabrikpreisen  
Franz Lorenz, Gera R., IV.  
Muster franco ohne Kauf-zwang zu Diensten.

Hygiene-Jacob  
Verleihunghaus  
Berlin 48, Friedenstr. 4 c. — Illustrierte Preisliste senden gratis und franco.

Verlangen Sie  
Illustr. Preisliste Hygiene- und chem. techn. Haushaltssachen gegen 20 Pf. Porto bei Dr. H. Müller, Berlin N., Chausseestrasse 48.



## Neue Kraft

Tausende von Männern sind im Verhältnis zu ihren Jahren nicht das, was sie sein sollten, sie bleiben in jeder Hinsicht zurück, haben Angst vor Wagnissen, sind zu leicht entmutigt, empfindlich und nervenschwach; mit einem Wort, ihnen fehlt alles das, was den gesunden Mann kennzeichnet.

Solchen Männern kann mittels Elektrizität geholfen werden. Elektrizität ist das Fundament aller animaten Kraft, sie ist die Nahrung, das Öl, welches die menschliche Maschine benötigt. Elektrizität, wenn sachgemäß angewandt, ist eine neue Lebensquelle für alle Teile des menschlichen Körpers, sie belebt den Geist, erneuert die Energität und die Jugendkraft.

### Electro Vigor

lieft diese Elektrizität, welche bei Rückenschmerzen, Magen- und Darmtrüghheit, Hexenschuss, Rheumatismus oder ähnlichen Leiden von bedeutender Wirkung sich erwiesen. Electro Vigor wird am besten nachts während des Schlafes getragen und führt das ganze Nervensystem mit neuer Lebenskraft.

Lesen Sie dieses Zeugnis!

Hamburg, den 2. Januar 1904.  
„Seit langen Jahren habe ich an schweren Anfällen von Hexenschuss gelitten, die mich oft wehentlich arbeitsunfähig machten. Als vor etwa einem Monat wieder ein Anfall mich traf, versuchte ich die Behandlung mit The Dr. McLaughlin ELECTRO-VIGOR und meine Schmerzen lassen sogleich allmählich nach, um bald ganz zu verschwinden. Auch im Übrigen war das Befinden während des Tragens des Apparates, den ich jetzt wieder ablegen kann, ein vorzügliches.“ F. Rohrbach.

Falls Sie nicht selbst vorsprechen können, schreiben Sie uns, senden uns diese Anzeige ein, oder besuchen Sie sich auf diese Zeitung und Sie erhalten gratis und franco unser illustriertes Buch.

The Dr. Mac Laughlin Company  
Berlin NW 58, Friedrichstr. 153a \* Hamburg 93, Grosser Burstah 2-4

### + Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unser Oriental-Kräuterpulver, preisgekrönt, goldene Medaille Paris 1900. Hyliegungsfeststellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis 20 Pfund Zusnahme, garantirt unschätzlich. Streng reell — kein Schwindel. Vieles Dankreden. Preis: Karton M. 2. Postanwendung o. Nachnahme mit Gebrauchs- anwendung. Hyliegisches Institut

D. Franz Stelzer & Co.  
Berlin 170, Königsgräberstraße 78.

### Elektrische Taschenlampen.

Serie I Stück 1,00  
do, II ..... 1,50  
do, III m. Scheinwerfer Stück 2,00  
Kravattennadeln mit elektrisch. Beleuchtg. Stück 1,75  
Elektr. Leuchstäbe Stück 8,00 u.  
6,00. Ersatzteile billig! Porto extra.  
Katalog über elektr. Artikel, Uhren, Goldwaren etc. gratis und franco.  
Hugo Pincus, Hannover 31.  
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

**STOTTERN** behob durch Suppositiv behandlung Robert Ernst, Berlin SW. Yorkstr. 20. Prospekt gratis.

### Hienfong-Essenz

für Wiederverkäufer 1 Dose M. 2,50.  
30 Flaschen kostenfrei überall hin M. 7.  
Laboratorium F. Seifert  
Dittersbach No. 10 b. Waldenburg (Schles.)

**BETTSTELLEN** GROSSE  
**Betten** MATRATZEN  
12 MARK

Oberbett, Unterbett, Kissen und Pfütze mit garantierter neuen Federn gefüllt. In besserer Ausführung M. 15 u. 20, doppelt. zwischläufig M. 18, 22, 29½. Holzbettstelle wie obige mit Matratze und Kissenfüllung, einschläfig M. 20, zwischläufig M. 25. Verkauf bei freier Verv. geg. Nachnahme. Umtauf oder Rückführung gestattet. Ungarische Bettfedern und Bettten-Fabrik in Hamburg N. 3. Preisliste frei! Raht. Nachbestellung.

Alle hygien. Bedarfartikel billig!  
Damenbinden, Dr. M. —, 60, —, 75 u. 1,  
Gürtel dazu Stück M. —, 50 u. —, 80.  
Traggarde komplett M. 1,80.

Beste Qualität.

Illustr. Preisliste senden gratis und franco.

LA FAHRADER 70 M. in  
Laufmantel 55. Tüllblauße 5.  
GROSSE NACHAHMUNGEN  
VASSUMASCHINEN 80 M.  
W. Störig, BLANKENHAIN 7/II

## Bildschön

Ist ein sautes, reines Gesicht, vollges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut u. blendend schöner Teint. Alles dies erzeugt:

### Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Radebeul allein-echte Seife: Steckenpferd, & Stück 50 g. in allen Apotheken, Drogerie- und Seifen-Geschäften.

Erdbeerplasten, sofort tragend, große Frucht, geg. Elaf. v. M. 25 Stück fr. C. Wendt, Pankow b. Berlin, Brühmerstr. 51, II.

Die Bandwurmkur hat Ihre Schrecken verloren! Spül- u. Madenwürmer besiegt!

Ohne Vor- u. Nachkur erzielte ich mit meiner neuen Wurmchokolade „Curbitin“ (ges. gesch.) lt. vielen Attesten selbst dort Erfolg, wo schon mehrere Kuren vergeblich waren. Denn die Bereitung (aus je 50 Prozent süßfranz. Kürbiskern- u. Cacaomasse) entspricht völlig den neuesten, Aufsehen erregenden Entdeckungen und Vorschriften des Pariser Spezialarztes Dr. Débaut. Dabei ist das Essen dieser Chocolade ein Genuss und völlig unschädlich, sodaß Jedermann unbedenklich von Zeit zu Zeit eine Reinigungskur an sich oder seinen Kindern vornehmen kann. „Curbitin“ ist geprüft und einwandfrei befunden von der Sanitätspolizei in Bremen. — Preis für Erwachsene M. 3,30; für Kinder M. 1,70 (Nachnahme 20 Pf. mehr). Allein echt nur zu bezahlen von P. Garms, hygienisches Laboratorium, Leipzig 80 D

M. Wolff's Nähmaschinen, BERLIN O. 02, Holzmarktstrasse 60

sind anerkannt die besten. Die hochmarmige Familien-Nähmaschine für Damen-schneidev. und Hausarbeit mit allen Neuerungen der Jetzzeit, sehr elegant, ruhig und leicht gehend, mit Fußbetrieb und Verzahnungskasten, versende für nur 48 Mark. 30fache Probezeit und 5jährige schriftliche Garantie. Alle Arten Ringschiffchen, Schnieder- und Schuhmacher-Maschinen. Nicht gefallende Maschinen nehme ohne weiteres auf meine Kosten zurück. Prospekt und Anerkennungen kostenlos und frei.

Wasch- u. Wringmaschinen, Wäschemangeln.

Täglich einlaufende Nachbestellungen, z. B.: Unterz. bestellt hiermit eine hochmarmige „B“-Maschine z. Preise von 48 Mk., wie schon früher drei Stück gehabt, mit denen die Empfänger sehr zufrieden sind.

Mittelrode b. Völksen a. D., 27. 8. 02.

Baumgarten, Lehrer.

Reparaturen aller Systeme billigst.

Fordern Sie gratis u. franco unseren

neuest, reichillust. Katalog 1908

Vertret. auch f. gelegentl. Verk. ges.

Hoher Rabatt, guter Nebenverdienst.

Willi Hauss'herr, S. M. b. H.

Berlin O. 27, Alexanderstr. 150.

Stempelfabrik

Robert Hecht

BERLIN S. Oranienstr. 142

liefer schnell und billig

alle Arten

Stempel

In bester Ausführung

Kantoschuk-Typen „Perfect“ zum Zu-

ammensetzen einzelner Wörter sowie

ganzer Sätze von Mk. 1,50 an.

Sommersprossen

entfernt Crème Any gefahrlos in wenigen Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche

erfolglos angewandt, mach.

Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht teuren Goldene Medaillen Paris und London.

Franko Nachnahme M. 2,45.

Allein durch: Apotheke

zum Eisernen Mann, Straßburg 4, Elsaß.

### Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück	
8 Pf.-Cigarren	2,20, 2,40 Mk.
4 "	3,60, 3,80, 3,-
5 "	3,40, 3,60, 3,80
6 "	4,80, 4,50, 4,80
8 "	5,40, 5,60, 5,80
10 "	6,50, 7,-- 7,50

Musterkisten von 100 Stück, enthält 10 verschied. Sorten von je 10 Stück nach beliebig Wahl, stehen zu Diensten. Carl Streubel, Cigarrenfabrik, Düsseldorf-A., Wettinerstr. 18/4. Der neueste illustrierte Preiscurrent wird jedem auf Wunsch franco zugesandt.

Direkt von der Fabrik.

### „Lyra“-Räder

(Modell 1904) sind anerkannt die besten u. billigsten.

Volle Garantie. Probesendung bereitwillig.

### Starke Tourenmaschinen

Schnellige Holzbrüder v. M. 6250

Pneumatik mit Garantie.

Laufdecken à A. 5, prima 6,25, Luftschlaufe m. Ventil à M. 3,25, prima 3,50.

Pneumatik ohne Garantie.

Laufdecken M. 4,25, Luftschlaufe M. 2,75.

Vertreter gesucht. Preisliste gratis.

Richard Ladewig, Prenzlau No. 59.

### Grossartiger Concert- PHONOGRAPH

8 Mark nur

Unerreicht laut spielend.

Original Hartguss-Walzen, St. M. 20.

la Künstlerwalzen, pro Stück 25 A.

Neubspiele alter Walzen 50 A.

Viele Anerkennungen!

Illustrierte Preislisten gratis u. frico.

H. Pleissmann, Berlin S. 14.

Alexandrinest. 44, O.

Motorzweiräder von 200 Mark. an Motoren zum Selbst-Einbau in jedes Fahrrad ohne Veränderung.

Fahrräder 1 Jahr Gar. .... M. 70,-

m. Freilauf-Rücktrittbremse ..... 90,-

Glockenläng. Innenläng. Doppelglocken.

Laufdecken ..... M. 3,00, 4,75, 5,50, 6,-

Luftschlaufe ..... M. 2,75, 3,50, 4,-



**Gold- und Silberwaren**  
Wecker-Uhren mit Absteller ... von M. 1,00 an  
Nickel-Ram.-Uhren, 20-Std. Werk ... M. 8,25  
Echt silberne Kompliment-Uhren ... M. 6,90  
Echt silberne Damen-Uhren ... M. 6,75  
Echt goldene Damenhalssketten  
mit Schieber, 180 cm lang ... M. 19,50  
Echt goldene Ringe ... M. 1,20  
Echt silberne Bräuche ... M. 0,80  
Versand gegen Nachnahme oder vorherige  
Einsendung des Betrages. Reale ausgeschlossen,  
da bei Nichtgefallen Gold retour.

Uhren aller Art

Fabrikmarke

## 30 Tage zur Probe

vorsenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser **Silberstahl - Rasiermesser** No. 80, sein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etuis pro Stück M. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen ein- oder das Messer retournzusenden. Also kein Risiko! Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nachnahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 A. mehr.

**Umsonst** und portofrei versenden wir unser Hauptpreiskatalog, neueste Ausgabe mit ca. 2000 Abbildungen über Stahlwaren, Lederwaren, Goll und Silberwaren

Pfeifen, Sensen, Haushaltungsartikel sowie viele Neuheiten.  
**Gebr. Wolfertz**, und Versandgeschäft, Wald b. Solingen No. 20.

## Ich will

jeden Raucher von der Preiswürdigkeit meiner billigen und beliebten Fabrikate überzeugen, daher offeriere ich als Probe:

1. 100 Universal Nr. 78 ..... M. 0,90
2. 100 Havaniillos Nr. 18 B ..... 1,00
3. 100 Zibret ..... 1,20
4. 100 Marlboro hochseiner Ausstattung ..... 1,60
5. 100 Zlg. Marlboro Nr. 5 ..... 1,80
6. 100 versch. gute Fabrikate in 5 Sorten ..... 2,22

Damit jeder die Probe recht billig erhält, versende diese 500 Zigarren ac. salt ohne Verbleib für nur M. 7 franko per Nachnahme und füge ein schönes Lieferbuch zum Kundenpreis gratis bei. Garantie: Rücknahme oder Umtausch. Bitte gefällig zu bestellen bei: P. Pokora, Zigarrenfabrik, Neustadt, Weißpr. Nr. 204 F.

## Wer dünner werden will,

durch nicht französische übermäßige Körperfülle plump, schwerfällig und unbeholfen erscheint dem ist, English Breakfast-Tee, Marke "Prince of Wales", auf das Kürmestein empfohlen. Nach kurzem Gebrauch wird auch der Umfangreiche

## so schlank wie eine Tanne

und fühlt sich infolgedessen wie neuengeboren. Es verfüge daher, wer dünner werden will,

## „English Breakfast-Tea“,

welcher absolut unschädlich ist.

Zu beziehen in Paketen zu M. 2 und M. 4 und Porto. **Märkischer Kaffee-**

**geber über rationelle Körperpflege** (Kundenpreis M. 1.) für 50 g extra dabei.

Bei Bestellungen von 4 M. an gratis.

Versand gegen Nachnahme nur allein von

**Braukmann & Co.**

Gelsenkirchen No. 181.

Vertreter erhalten zur Testnahme stabile Halbämmer für

Decken M. 4, Pfedeln 80,-

Schläuche 2,50

Ketten M. 1,40,

Säite M. 1,50,

Lensflang. 2,50

gepf. Röd. 4,50

Gef. Röd. 5,50

Richard Sauer, Kuppersteg-Cöln.

58

## Flechten,

Schuppenflechten, trocknen u. nassenden Bartflechten, Hautauschlägen, aufstrofen. Ausspringen der Haut, Kopfgrind,

## offenen Beinen,

neuen sowohl als alten Wunden, Geschwüren, bösen Fingern, Drüsenauswüchsen und Entzündung usw. verwendet man die als altbewährtes Hausmittel seit 1808 bekannte

## Rippsdie Heilsalbe

Große Dose M. 2, 3 Dosen M. 5 gegen Nachnahme durch meine Verland-Apotheke. Auskunft umsonst durch

**H. Ripp, Dresden-B. 18 M.**

Allein berecht. Fabrikant

Rippscher Präparate.

Bestandteile: Terpentin 10, Ei 20,

Paraffin 20, Wachs 20, Myrrhen 8,

Ambra 1, essigsaurer Tonerde 10, Per-

balsam 10, Borsäure 2, Salicylsäure 4.

## Stempel- Portemonnaie

Aus seinem schwarzen Bock-Saffianleder, mit vernickeltem Innenbügel und vernickeltem Schloss, mit beliebig ausnehmbarer Gummistempel, zum Preise von

M. 2,50 Porto 20 A pro Stück, gegen Nachn. Namen in Golddruck 25 A mehr.

Umsonst und portofrei versend, unseren grossen illustrierten Hauptkatalog mit ca. 8000 Abbildungen über alle vorkommenden Warenarten.

**E. von den Steinen & Cie.**  
Wald bei Solingen 282.

Wiederverkäufer verlangen Extrabedingungen.

## Julius Busse

Berlin C.19, Grünstrasse 3/5K.

Reich illustrierter Katalog über alle Arten von Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- und Bronzewaren, photographischen Instrumenten, Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhrenfornituren u. Werkzeugen gratis u. franko.

Optische Artikel

Kaffeeservice, vernickelt, 4-teil. 1/2 Liter ..... von M. 8,20 an  
Brotkörbe ..... M. 0,45  
Tafelaufsätze, versilbert ..... M. 2,40  
Photographie-Alben ..... M. 1,00  
Musik-Instrumente mit Platten ..... M. 8,90  
Operngläser mit Etui ..... M. 3,50  
Wirklich billige und anerkannt reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher und Händler.

Photograph. Apparate



**Schnurrbart!** Streng reell.

**Harasin** unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit vorhanden sind; entwölft sich rasch, spültes Machstun, was durch Hunderte von glänzenden Anschriften nachgewiesen ist. Merktlich begünstigte Wirkung. Präsentiert goldenen Medaillen Marschall, groß. Ehrenpreis Nam. Stärke I M. 2, Stärke II M. 3, Stärke III M. 4. Garantie: Bei nächsterfolg Geld zurück. Harasin ist einzig und unvergleichlich von Sachverständigen, staatl. approbierter Polizei-Chemiker, Parfumeuren usw. geprüft, warum deshalb vor merklichen, unter sehr billigen Weihoden, die mit grossem Geschreie angepreist werden. Nur allein ehrlich und direkt die Zeichen von den handelsgerichtlich eingetragenen Firma:

**Fordland Kögler, Nürnberg 125.**

"Senden Sie sofort auch eine Dose Harasin zu M. 3 für meinen Freund, weil es mir so schnell zu einem schönen, schmeidigen Schnurrbart verholfen hat."

Deutsch-erstklass. Roland-Fahrräder auf Wunsch auf Teilstellung.

Anzahl. 25-50 Mk. Abzahl. 8-15 Mk.

monatl. Oegen Barzahlung ließ. Fahrräder v. 70 Mk. an.

Man verlangt umsonst Preisliste.

**Roland-Maschinen-Gesellschaft** in Coburg 288

Porto-wasserdichte

**Harzer Loden**

und

**Wetter-**

**mäntel**

aller Art, sind

dauerhaft, erprob.

bewährt.

Praktischste Sport-

u. Touristenkleidung

Anerkannt solideste Massanfertigung.

Herren und Damen-

loden meterweise.

Proben, Preisliste u.

Massanfertigung frei.

**Fritz Kähne**

Blankenburg am Harz, No. 101.

Versandhaus für porto-wasser-

dichte Harzer Loden.

## 2000 Stück

Chinesische Nachgalgen, Zog- und Sicht-

sänger, das ganze Jahr hindurch schlägt.

Stück M. 5, Buchtpaar M. 6, Schmetterlings-

flinken, Paar M. 2,50, Afrikanische Pracht-

flinken, Paar M. 2, Mozambiquezeige,

M. Sänger, Stück M. 2, Wallenstädte,

hochfein, Paar M. 5, Sprechende grüne

Papageien, Stück M. 25 und 30, Junge,

singerzähne, gräve Papageien, sehr gut

sprechen lernend, Stück M. 25. Dazu

passende Ringe, 40 cm breit, 78 cm hoch,

ganz aus Metall, verzinkt, vierseitig,

nach oben rund, mit schönem Messing-

aufsch. Stück M. 10. Verband per Nach-

nahme. Lebende Anfütung garantiert.

**G. Schlegel, Tierpark**

HAMBURG, Eduardsstrasse 35 und 39.

alle Weinfrümmungen ver-

deckt eilig, nur mein mech.

Bein-Regulier-Apparat

ohne Polster oder Rissen

! Nein ! Katalog grat.

E. Seefeld Hof 8, Bayern.

D. R. G. M. 130868.

Die gebürgte Leistung

bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen

von Preiskästen und bei Aufträgen stets

auf die "Neue Welt" Bezug nehmen zu

wollen. Abt. für Anfänger, "Neue Welt".

Johannes Schulze, Greiz, liefert

**Kleiderstoffe** für Damen

und Herren

je d. Mass z. Fabrikpreisen! Muster frei!

\* Alle Neuheiten. \* Beste sehr billig. \* Damen u. Herren für Verkauf gesucht.

Arthur Feilz, Flöha in Sachsen.

## Gedanken sind zollfrei!

Denken Sie deshalb stets daran, dass auch Sie von uns so billig kaufen können, wie viele Tausende treuer, langjähriger Kunden, denn wir bieten Ihnen Vorteile, die Sie wo anders nicht erhalten werden.

Wir liefern mit unserer bewährten Marke

**Edelweiss**

zum Selbstgebrauch oder zur lohnenden Vertretung, Fahr- räder ohne unsere Marke und Firma mit beliebig anderen Namen als Marke, damit niemand erkennt, woher Sie diese guten Räder so billig beziehen; alle Ersatz- und Reparaturteile, die Sie zu jeder Fahrrad-Reparatur und -Erneuerung, gleich viel, welcher Marke und wo das Rad her ist, gebrauchen. Alles Nähere erfahren Sie aus unserem 1904 Kataloge, welcher umsonst und portofrei an jede Person, ganz gleich, welchen Standes, versandt wird.

**Fahrräderfabrik in Deutsch-Wartenberg No. 111.**

Vertreter werden zu allen Orten gesucht.

zu Ingolstadt, Emsern zu Lips, Lempen zu Tübingen, Morner (Murner) an anderem Ort, Coelium zu Frankfurt, Hochstrat zu Köln, Hirsch Schnitknecht zu Konstanz &c."

Ohne Scham und ohne Spur eines Wahrheitsbeweises, der auch im einzelnen wohl kann zu erbringen gewesen wäre, wird hier über theologische Gelehrte der andern Richtung unter genauer Nennung ihres Namens und Aufenthaltsortes ein verluchterdes städtisches Urteil abgegeben! Welcher Staatsanwalt hört das ohne Grausen? Und doch waren es Flugblätter solcher Art, die mit verbrennbarer Kartuline geschmückt und zu Tausenden über Land gestreut, den Sieg einer staatlich anerkannten und gesetzlich geschützten Religion miteinkämpfen halfen!

Die Gegner zählten mit gleicher Milize zurück. „Luther, der Nonnenräuber“, „der Diebsthe“ „der Durstige“, „der Couellsräuber“, „der Schebrecher“! Zwingli ist nach Murner „ein vierzigmal meineldischer, bleibischer Bösewicht, ein verleugneter Christ und Verächter der armen Christenheit“. Am schlimmsten kommt Calvin weg, der gar als „gebrannter Sodomit“ in Wort und Bild verherrlicht wird.

Die grelle Phantasie und Abenteuerlichkeit eines Teiles dieser Bezeichnungen beleuchtet die logische und städtische Schwäche der gegenreformatorischen Position.

Der Muster- und Meisterschimpfer seiner Zeit aber war er selbst: Doktor Martinus Luther. Diese Überlegenheit beruht aber keineswegs auf einer besonders großen Freiheit der Ausdrucksweise — wie hätte er auch das, was um ihn und gegen ihn geleistet wurde, an äußerlicher Dernheit überblieben können! —, sondern an der Überlegenheit seines Humors und der Kraft seiner Überzeugung. Zu den Wehledigen hat er nie gehört. „Lasset die Schweine grunzen!“ sagte er von seinen Widersachern.

Der gleiche Geist spricht auch aus seiner berühmten Streitschrift „Wider Hans Wurst“. Er hätt's, so erklärt er darin, sehr gerne, wenn Schmähchriften gegen ihn geschrieben würden: „denn es thut mir nicht allein in dem Herzen, sondern auch in der Knochenhülle und den Felsen sauft, wenn ich merke, daß durch mich armen, elenden Menschen Gott, der Herr, die höllischen und weltlichen Fürsten also erbittert und unselig macht, daß sie vor Bosheit zerreißen und zerbersten wollen . . . Und wenn sie es könnten leiden oder verstehen, wollt' ich ihnen dafür gedankt haben und bitten, daß sie ohn' Untersatz solche Bütcher wider mich schreiben, solch Zerren und Blärren trieben samt allen Teufeln in der Hölle. Wie könnt' ich sie besser plagen? Davon werde ich jung und frisch, stark und fröhlich.“

Aus solchen Worten spricht das siegesichere Aufsteigen der Kraft, das Gefühl der Überlegenheit. Die Schrift richtete sich gegen Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, der damals in eine heftige Fehde mit den Häuptern des schmalkaldischen Bundes, Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, verwickelt war. In welchem Tone damals der Verkehr zwischen gekrönten Häuptern gepflogen ward, ergibt sich aus dem Stile zweier Schriften, die zwischen dem Sachsen und dem Braunschweiger damals gewechselt wurden. Der Kurfürst von Sachsen schreibt: „Des Durchlauchtigsten Fürsten Johannis Friedrichs wahhaftige, beständige, gegründete, christliche und aufrichtige Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verschlungenen Ehrenschänders, böstätigen Barrabas auch hurenfältigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngeren nennt, unverschäm't calphürnisch Schand- und Lügenbuch wider vorgewordten Churfürsten von Sachsen.“ Und mit der gleichen überschwänglichen Hößlichkeit antwortet der Braunschweiger: „Des Durchlauchtigsten Fürsten Heinrich d. J. erhebliche, gegründete, wahhaftige, göttliche Quadruplica wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeiten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirts, der sich Hansen Friedrich h. zu Sachsen nennt, erbichtet, erlogen und unverschämtes Lästerbuch, welches er wider geweihten Herzog ausgeschossen hat.“

Den Inhalt der braunschweigischen Streitschrift, gegen die er sich wendet, gibt Luther folgendermaßen an:

„Zulassen würde als zu einem, der mit einer Legion Teufel, wie der im Evangelio besessen wäre, daß man ihn binden und fangen müßte.“



„Da flucht, lästert, plärret, schreit und speiet er also, daß, wenn solche Worte mündlich von ihm gehört würden, jederman mit Ketten und Stangen

Man kann sich nach solchen Proben eine Vorstellung davon machen, in welcher Weise der streitbare Gottesmann seine Gegner behandelt. (Schluß folgt.)

# → Der Vorsteherjakob. ←

Erzählung von Wilhelm Schäfer.

**J**is ich seine Lehnhilfe fand, hoch hinter den Tannen von Weroth, hieß er schon im dritten Jahr Gesellschaft mit Hosen und Strümpfen. Er war damals zweimundachtzig Jahre alt. Die Erzählungen von seiner Herrlichkeit hatten sich längst zu einer Sage verdichtet, die von Dorf zu Dorf gesprochen wurde, bis über den Altmühl hinunter:

Wie der Vorsteherjakob an seinem achtzigsten Geburtstag von den Menschen ging. Von seinem einzigen Sohn und seinem Enkel, aus dem Hause, das er sich mit eigener Hand gebaut hatte, aus der Gemeinde, die durch ihn reicher geworden war als eine auf dem ganzen Wald. Wie er ebenso wunderlich zu ihnen gekommen war. Vor zweimundsiebig Jahren.

An einem Sonntagmorgen, als die Sonne schien und die Kirche ansingt. Unten am Mühlbach stand sein Vater mit ihm in verstaubten Kleidern und fragte nach Arbeit. Die andern Werother drängten sich gassend um die Fremdlinge und schüttelten die Köpfe. Aber der reiche Birnbach nahm sie mit, den gelben Mann und den schwächtigen Jungen mit den schwarzen Augen.

In der Schule kam ihm keiner gleich, im Lesen und im Eigensinn. Und dem Lehrer und Storbeflechter warf er einmal das Buch an den Kopf. Am Abend saß er mit dem Vater im Schuppen und half dem stillen Mann beim Schnüren. Die Werother sagten, daß sie nie miteinander sprächen. Keiner wagte sich zu ihnen hinzuhören. Über die dunklen Nieden gingen: Sie kämen aus dem Böhmerland und hätten weggemischt, weil er die Frau erschlagen hatte. Sie wären noch immer reich, nur in anderem Gold und in sonderbaren Schelken.

Dann kam der Fremde unter den schweren Mühlwagen. An einem kalten Nebelmorgen. Das Hinterrad ging ihm quer über die Brust. Als die Werother drei Tage später mit bloßen Köpfen bei den gefrorenen Schollen standen und der Pastor etwas sagte von Schuld und Erlösung, kam der Junge wie eine Stange dazwischen und riß dem Totengräber das Seil aus der Hand. Der Sarg polterte hinunter. Und als sie noch alle erschrocken dastanden, sprang er ihm nach in das Grab, daß die dünnen Bretter brachten. Er schrie so wild nach seinem Vater, daß die Frauen kreischten und die Kinder anfangen zu heulen. Nur mit Gewalt konnten ihn die Männer herausholen. Sie mußten ihm die Fäuste halten wie einem Wahnsinnigen.

In der Nacht war er fort. Am andern Morgen fanden sie ihn halb erfroren auf dem Grab. Nur mit Mühe brachten sie ihn wieder warm zum Leben.

Als er mit zwanzig Jahren zur Mustierung musste, war er noch so schwächtig, daß die Aerzte und Offiziere laut lachten und ihn nach Hause schickten.

Die Werother hätten alles andere eher von ihm erwartet, als das was nun kam: An einem warmen Sonntag Abend schrie der alte Birnbach zum Fenster hinaus. Seine Anna aber hängte sich an den Jakob, den der Alte eben die Treppe hinuntergeworfen hatte. Er gab ihr einen Kuß und sagte ihr, daß sie warten solle. Am Montag Morgen war er schon bei dem Lehmhofbauer im Dienst und nach einem halben Jahr, als der alte Lehrer gestorben war, kaufte er das schicke Häuschen mit dem Garten. Die Werother lachten ihn aus. Aber eines Tages sahen sie ihn Erde ausschachten und mit dem Schiebkarren in den Garten fahren, Feierabend für Feierabend, während sie alle in Hemdärmlen herumstanden und die Köpfe schüttelten. Dann war das Viereck ausgeschachtet und er hatte keinen Spaten mehr in der Hand, aber eine Kelle. Stein für Stein legte er aufeinander und die Grundmauern ragten aus der Erde heraus als der Schnee in kalten Stürmen kam und das Wasser im Mörtelsatz zu Eis gefror.

Mit dem Frühjahr kam er wieder. Im Mai fing er an, die Eichbäume aufzurichten und am letzten September stellte er einen Strand an den Giebel. Den Winter durch hatte er den Hobel zur Hand und nachher den Plüscher und am ersten Osterfest stand er neben der braunen Standuhr in der dunklen Stube des Birnbach und fragte, ob er jetzt die Anna bei der Hand nehmen dürfe. Er habe nun sein eigenes Haus und es wäre wohl kein Fehler, daß er es selber und allein gebaut hätte. Was am Feld noch zu wenig sei, könne der Brautvater dazu geben.

Der Alte nickte den schwächtigen Menschen mit den tiefen Augen und kleinen Händen an und wackelte nur immer mit dem Stöpf.

Aber zu Pfingsten bezahlte er dem Pastor drei ganze Thaler für die Hochzeit und im zweiten Jahr danach hatte er einen Enkel mit dem seltsamen Namen Theodor. Beim Jahre später machte ihn das Fieber heißer, als er es vertragen konnte. Als sie dem dicken, alten Mann das Totenhemd anzogen, hatte der Jakob ein schönes Haus und viele Flecker mehr, und noch ehe sein Theodor zum letzten Mal den Schulturnister packte, war sein Vater der reichste Bauer im Dorf.

Dann wählten ihn die Werother zum Vorsteher und es war, als hätte er sein ganzes Leben darauf gewartet. Nach jenem Unwetter hatten die Werother über den Mühlbach geschimpft, der ihnen die Keller voll Wasser und die Wiesen voll Schlamm und Geröll brachte; nun wurde er mit breiten Steinen eingedämmt und bekam eine steinerne Brücke. Die ganze Arbeit geschah in Feierabendstunden und jeder legte Hand mit an. So bekamen die Straßen Ninnen und Obsthänne an den Seiten. Aus den vielen Feldwegen wurden einige wenige gemacht und die ganze Feldarbeit so geregelt, daß trotzdem keiner dem anderen durchs ungemähte Gras zu fahren brauchte und also die ewigen Bänkereien aufhörten. Der ganze überflüssige Talwald wurde niedergelegt und die übrigen Gemeindewaldungen kriegten ihre Pflege und brachten Geld ein. Eine Gemeindelei führte jeden Morgen die überflüssige Milch nach Neuwied an die Bahn. Eine Gemeindespeise machte Wein aus Stachelbeeren und Waldbeeren und schickte ihn weit hin. So kam Geld nach Weroth, bis keine durchlöcherte Lehmvand und kein faules Strohdach mehr zu sehen war.

\* \* \*

Das dauerte vierunddreißig Jahre.

Aus der blonden Anna wurde ein ruheloses Mütterchen, das den ganzen Oberkörper drehen musste, wenn es zur Seite sehen wollte. Der Theodor heiratete und schaffte Kinder ins Hause. Der Vorsteherjakob — so nannten sie ihn mit den Jahren — blieb wie er war: Kein graues Haar in dem schwarzen, kurzgeschorenen Bart; nur ein paar tiefe Falten, schräg an der Nase herunter.

Dann kam der Berg, über den die Werother nicht mit wollten. Der Lehrer beklagte sich über die armelige Wohnung und das baufällige Klassenzimmer; ein neues Schulzimmer sollte gebaut werden. Wenn der Schulmeister mehr Kinder hätte, als Zimmer da wären, könnten sie nichts dafür, sagten die Jungen, und die Alten meinten: Das Schulzimmer wäre für sie groß genug gewesen, um das ABC und den Katechismus zu lernen, und mehr brauchten ihre Kinder und Enkel auch nicht. Da zeigte sich, daß dem Vorsteherjakob zu lange Jahre alles nach seinem Kopf gegangen war. Er wurde trostig, nahm ein Maß von dem alten Schulzimmer und ging nach Koblenz zur Regierung. Am nächsten Herbst stand das neue Schulhaus aus Sandstein gebaut und mit buntem Schiefer gedeckt, das schönste Schulhaus weit herum.

Aber am ersten Oktober war Neuwahl und der Vorsteherjakob erhielt nur drei von dreimundsiebig

Sitzen. Als er nach Hause ging, wollte es bei Werothern schneien, als schritte er aufrechter als sonst.

Im selben Winter sollte er seine Frau nach Oderdorf ins Krankenhaus bringen. Sie war zusammengezogen wie eine ausgetrocknete Kartoffel, nahm seine feste Hand in ihre gelbe und meinte, sie ginge doch lieber bei ihm aus dem Leben, als zwischen fremden Leuten. Nach drei Tagen war sie tot.

Der Vorsteherjakob gab keine Träne und drei Werother, die zum Trösten, Gassen und Heimkamen, warf er hinaus. Ein einziger Mann ging mit ihm hinter dem Sarg her, außer dem Lehrer und den Frauen, das war sein Theodor. Als zu Hause blieb er auf dem nassen Strohofs. Nachher saß er drei Tage lang zu Hause vor ihrem Stuhl wie ein Kind und sprach kein Wort.

Am vierten Tage kam der Theodor zu ihm, dem mittlerweile schon fünf Kinder zur Schule gingen und den seine Frau geschickt hatte: Er sollte sich die Witwe nicht mehr antun mit dem Hof und in den Anshalt gehen!

Er sah ihn an, wie wenn der Tod vor ihm stände mit einer Drehorgel und er sollte dazu lachen und tanzen.

„Bin noch nicht alt genug!“ Der Stuhl stieg hinter ihm ins Zimmer. Und als er die Witte vom Nagel nehmen wollte, riß er sie mitten durch. Nachher stand er bloßfüßig auf der Tenne und war am Dreschen.

\* \* \*

Der Winter ging und der Sommer kam. Der Vorsteher trug den Samen ins Feld und stand mit der Sense in den Wiesen. Der Schnee des nächsten Jahres fiel und schmolz. Die Unraut in dem Alter blieb. Den Nacken redete er straffer an mit jedem Jahr. Sein Theodor war grauer als er.

Dann kam das große Wasser im Frühjahr. Allein dem Dorf war eine schlechte Stelle im Mühlbach. Das bisschen Platz wird schon halten, hatten die Werother gemeint. Nun goss der Regen in den Schnee. Am zweiten Morgen brach es durch. Früh im Dunkeln kam es ins Dorf herunter wie ein Fluss. Da gab's ein Geschrei und Gerenne durch den kalten Sonntagmorgen. Bis der Vorsteherjakob die Männer zusammenholte und mit Holzbündeln und Steinen den Notdamm bauete, quer durch die Wiese. Da hörten sie, die ihn verhöhnt hatten, auf ihn wie Kinder. Und er stand wie ein Feldherr im Schlagregen, ob nichts und kam nicht zur Ruhe bis in die Nacht.

Das warf ihn aufs Bett. Ein Fieber wurde von Tag zu Tag hiziger. Es geht zu Ende mit dem Vorsteherjakob, sagten die Werother und singen schon an, ihm Gutes nachzusagen. Aber der Alte wollte noch keinen Herrn über sich, auch nicht den Tod. Sechs Wochen quälte der sich ab mit seiner Seele. Dann mußte er weiterziehen.

\* \* \*

Mit dem ersten Frühlingstag konnte der Vorsteherjakob wieder auf. Er war noch hagerer geworden und seine Haut sah gelbfleckig aus wie frisch gegehrtes Leder. Das Haar war endlich weiß und dünn. Kann, daß er mit dem Stock durchs Zimmer kam.

Da gab er dem Theodor den Hof.

Nach Pfingsten konnte er zum ersten Mal wieder hinaus. Er saß auf der Holzbank vor seiner Tür im Sonnenschein und trank die gesegnete Luft, Tag für Tag. Sein Nacken hob sich wieder. Die Kniehingen nach vorne durchgedrückt, aber er konnte gehen.

Seitdem er in der Nacht vor dem Wasser seine Macht gefühlt hatte, fing er wieder an, über die Gemeinde zu sprechen. Und als im Sommer die Bahn gebaut werden sollte und das ganze Dorf zusammenkam zur Beratung, ob sie der Regierung den verlangten Zuschuß leisten könnten, ging er auch

hin. Er war nicht mehr im Gemeindezimme ge-  
wesen, seitdem sie den Andreas zu seiner Stelle zum  
Vorsteher gewählt hatten und sah verwundert die  
verwahrlosten Wände. Sie ließen ihn zuerst ruhig da.  
So hörte er den Andreas die Verstüngungen  
stottern und sah, wie sie unruhig wurden, knurrten  
und spuckten und nicht fürs Bezahlten waren: „Ihr  
scheint euch selber in den Hals!“ sagte er und  
stand auf.

Aber er kam zu keinem weiteren Wort.

„Wer im Aushalt ist, hat kein Recht mehr in  
der Gemeinde!“ schrie der Andreas, wie wenn er  
den Salz mit den andern abgredet hätte. Sie  
lachten gleich alle und höhnten, und einige der  
„Jungen“ brachten ihm häflich und mit Knüppeln die  
Treppen hinunter.

„Gib mir mein Recht wieder!“ So stand er  
nachher vor dem verzweifelten Theodor, und seine  
magere, kleine Gestalt riß fast auseinander vor dem  
Schrei. Die ganze Nacht schlief er sein Bett nicht  
an. Und am Morgen war er weg. Als sie dachten,  
er hätte sich ein Leid angestan, fanden sie ihn hoch  
oben hinter den Tannen. Er hatte mit dem Stock  
ein Bierock in den Boden gezogen und machte daran  
herum. Sie wollten ihn mit Gewalt nach Hause  
bringen. Er schlug mit dem Stock, bis sie ihn  
ließen.

Der Abend kam mit blauen Nebeln und die  
Nacht verging. Er blieb im Wald. Am andern  
Tage sahen sie ihn Pfähle in den Boden schlagen,  
immer zwei Stichen nebeneinander. Den Zwischen-  
raum füllte er mit Lehne. Was er brauchte, holte  
er sich auf dem Hof, auch sein Essen. Aber er  
sprach mit keinem. Und den Theodor, der ihn an-  
stießt mit Tränen in den Augen, schlug er fast.

So trieb ers eine ganze Woche. Dann hatte  
der Vorsteher Jakob sein zweites Haus gebaut. Es  
war nur eine Lehnhütte, und er konnte kaum auf-  
recht darin stehen, aber sie gehörte ihm. Eine Ziege  
und ein halbes Dutzend Hühner nahm er mit, dann  
wohnte er draußen, drei Jahre lang, Sommer und  
Winter allein unter den großen Tannen.

„Er war immer verrückt!“ sagten die Werother  
und ließen ihn machen, bis er aus Gemeindeholz  
ging, da zeigte ihn der Andreas an. Er sollte  
vorgeladen werden, aber er nahm weder Ladung  
noch sonst einen Brief an. Und als sie ihn holen  
wollten, hatte er sie kommen sehen, lag im Bett  
und war frisch.

\* \* \*

Das alles wußte ich, als der Theodor mich  
im vergangenen Herbst verwundert in die grün-  
gefaltete Bauernstube führte. Er war ein gebrech-  
licher weinerlicher Mann. Seine Frau, ein schwarz-  
haariges Weib mit diclem Mund, schimpfte auf den  
verrückten Querläufer, der sie so in Schande brächte,  
als gönnten sie ihm seinen Aushalt nicht. Der  
Sohn des Vorsteher Jakob sagte nichts; aber sein  
dreizehnjähriger Franz, ein schwächtiger Junge, sah  
die Mutter mit trogen Augen an. Ich ließ mir  
von ihm den steinigen Fußweg zeigen. Er war  
stolz, daß er von seinem Großvater erzählen könnte.  
Ich hörte nicht recht darauf. Je weiter wir hinaus-  
kamen, durch die Stoppelhängen, wo noch Kätsch-  
mohn blühte, und durch den jungen Buchenwald  
mit violetten Sonnenflecken auf dem grünen Moos-  
boden: desto mehr kam eine Erregung in mich, wie  
vor einer Entscheidung. Und als wir in die hohen  
Tannen traten, wo nur die dünnen Zweige auf dem  
Nadelpolster unter unseren Stiefeln knackten und  
oben ein ruhiges Mauschen in den Kronen war,  
fühlte ich mein Herz klopfen.

Hinter einer Lichtung war ein Abhang, davor  
mittten in den brauen Tannen eine hellgrüne Eiche.  
Gerade unter dem halbvermorschten Stamm lag die  
Hütte, hinter dem Abhang. Ich sah sie erst, als  
wir dicht davor standen. Das Dach hing fast bis  
auf die Erde, die Pfähle in den Wänden waren  
schwarz vom Wetter. In den schmutzigroten Pfannen  
steckte als Stamm ein altes Ofenrohr, oben darauf  
ein schwarzgeränchter alter Schuh. Das Ganze  
war nicht höher, als man mit der Hand reicht.

„Den Schuh haben ihm die Jungen d'rauf-  
gesetzt!“ flüsterte der Franz und sprang in die  
Tannen zurück, denn die Tür wurde langsam auf-  
geschoben und eine kleine Gestalt in blauer Lein-  
wand drängte sich heraus. Er streifte mich mit  
einem schenken Blick, zog vorsichtig die grauen Bretter  
hinter sich zu und ging nach der Seite, wo in dem  
Lehm des Abhangs ein vierseitiges Loch gehackt war.  
Da hockte er hin und blieb still an zu haken.

Ich ging ihm langsam nach. Ich glaubte, er  
würde ausspringen, aber er blieb ruhig bei seiner  
Arbeit.

„Guten Tag!“ sagte ich und dachte, wie sinnlos  
es war, vor dem Menschen da diese Worte zu sagen.  
Er gab keine Antwort.

Ich stand hinter ihm und sah die magere Gestalt  
in einandergehoft, kaum größer als der Franz, der  
mir hergebracht hatte. Die blaueleiene Kleidung  
zeigte weißgescheuerte Männer und war durchgeschlossen.  
Die nackten Stücke guckten heraus und lagen auf dem  
nassen Lehmboden. Das Haar hing schmutzigweiß  
in dünnen Strähnen auf dem trockenen, gelben  
Macken. Die dünnen Arme hoben die Hacke und  
ließen sie kraftlos auf den harren, glitschigen  
Boden fallen.

„Das soll wohl ein Stall werden für die  
Ziege?“ Ich fühlte an meinem Ton, daß ich nicht  
mit dem „Vorsteher Jakob“ sprach, von dem man  
weitherum erzählte, sondern mit einem alten, fammer-  
vollen Menschen.

Er hakte weiter.

„Im Haus ist auch kein Platz für sie.“ Der  
Franz hatte mir erzählt, wie sie ihm ein paar Mal  
des Nachts sein Bett eingeschlafen hatte.

Ich setzte noch ein paar Mal vergeblich an. Er  
ließ mich reden, aber als ich mich schon umdrehen  
wollte zum Gehen, stand er auf und tappte an  
mir vorbei in die Hütte, kam gleich wieder heraus  
mit einem Haferstückchen und lockte die Hühner.

„Ihr habt die Hühner gern?“ sagte ich mit  
einem letzten Versuch und wußte nicht, warum ich  
dabei an die Werother dachte.

Da sah er mich an mit einem einzigen ver-  
lorenen Blick. Das rechte Auge war verschwommen,  
wie durcheinandergerissen; das gab dem Ausdruck  
etwas Blödes, und doch lag noch eine starke Heftigkeit  
in dem stochengesicht. Ich mußte an einen ver-  
rückten König denken. Und da fühlte ich den „Vor-  
steher Jakob“ vor mir stehen.

„Ja!“ sagte er dreimal wie zu sich selber.  
„Ja! Ja!“ Und warf bei jedem Wort eine Hand-  
voll Hafer unter die pickenden Schädel.

„Lieber als die Menschen?“ Ich ärgerte mich  
gleich, daß ich so fragte.

Er ließ das Stückchen fallen und ging wieder  
zur Seite.

Ich fürchtete, er würde von neuem aufspringen zu  
haken.

„Die Menschen sind Euch nicht gut?“

„Zu gut! Da!“ Er schrie das und riß die  
Tür auf. Da lag auf einem ungehobelten Stuhl  
aus Latten und Brettern — auch das Bett war  
so — ein Haufen alter und neuer Pakete.

„Zu gut! Zu gut!“

Der magere kleine Körper sackte wie im  
Schüttelfrost, lachte wild und heiser in sich hinein  
und ging nach seiner Hacke.

Ich konnte ihn nicht mehr zum Sprechen bringen.

\* \* \*

Hinter den ersten Tannen wartete der Franz.  
Er sah mich fragend an mit schwarzen schmerzvollen  
Augen. Da war mir's, als sähe ich den Vorsteher  
Jakob, wie er damals mit seinem Vater am Mühl-  
bach stand in verstaubten Kleidern. An einem  
Sonntagmorgen als die Sonne schien und die  
Werother aus der Kirche kamen.

Er zeigte mir einen Waldpfad zum Hessenblick,  
wo der Werother Weg in die Staatsstraße mündet.  
Da setzte ich mich auf den weißen Meilenstein und  
sah dem schwächtigen Jungen nach, wie er laut  
schluchzend hinunter lief. Von unten leuchteten die  
breiten Feldstreifen und zwischen den Bäumen die

Schleuderächer des sanberen Dorfes. Eine starke,  
stille Freude kam in mir auf. Da unten in den  
reichen Feldern stand sein Werk. Und es war gut.  
Aber oben hinter den Tannen lebte einer, der es  
nicht achtete gegen sich selber.

Nachher war ich doch wieder voll Bitterkeit.  
Wie ich die Staatsstraße nach Dierdorf hinunterging  
und an die Bahn blickte, die nicht durch Weroth  
gekommen war. Ich sah den gelben, mageren,  
zweiundachtzigjährigen Menschen auf den nackten  
Knieen im nassen Lehne sitzen und unten höhnten sie  
über ihn, die ihn in das Elend gebracht hatten.  
Dann aber wußte ich: die galten ihm nichts. Er  
selber hatte sich absatz ihrer Gemeinschaft gestellt.  
Und jeder Tag in Sturm und Schnee und Kälte  
war ein Triumph der Lebenskraft, die noch immer  
in den Erinnerungen dieses Menschen stob wie der  
Saft in den Nüssen der vermorschten Eiche über  
seiner Hütte. Und ich dachte an den Franz, an seine  
trogenen, großen Augen und an seine wilde  
Art zu sprechen. Am liebsten wär' ich zurückgegangen  
und hätte den Jungen aus dem Dorf seines Groß-  
vaters geholt. Ich ahnte damals nicht, wie er mir  
eine so heilige Freude bereiten sollte.

\* \* \*

Ich hatte ihm meinen Namen gesagt und er  
schrieb mir ein paar mal. Ich hab' die Briefe noch,  
und mir ist's, wenn ich sie lese, als läge irgendwo  
ein überlauter Schrei.

Mit dem Winter hörte ich nichts mehr von ihm;  
auch nichts von dem Alten. Im Herbst ließ mich  
der Gedanke an die beiden nicht los, bis ich hinauf  
nach Dierdorf fuhr und durch einen goldigen Morgen  
nach Weroth ging. Oben vor dem Hessenblick holt  
ich einen Menschen ein, der gebückt und hüstelnd  
dahintappte. Es war der ehemalige Gemeinde-  
vorsteher Andreas; dem seitdem hatten sie schon  
zwei andere neugewählt. Ich fragte ihn gleich nach  
den beiden.

„Der Vorsteher Jakob? Längst hin. Im vorigen  
Winter erfroren. Alt genug war er ja. Und verrückt  
genug auch.“

„Und der Franz?“

„Weggegangen. Dem Alten nachgeschlagen.  
Landstreicher bleibt Landstreicher!“

„Schnell!“ wollte ich da schreien und hob meinen  
Stock mit beiden Händen. Aber ich mußte gleich  
lachen, wie er erschrocken zur Seite hoppste und den  
Weg hinunter lief.

\* \* \*

Ich ging gar nicht nach Weroth. Ich wußte,  
daß der Kirchhof ein Stück weiter an der Staats-  
straße lag. Unterwegs kam mir das Wort des  
Andreas nicht aus dem Sinn. Ich dachte, wie die  
Menschheit all' ihren ruhigen Genuss all' ihren Fort-  
schritt, ihr Wissen und ihre Kunst solchen Land-  
streichern verdankt.

Auf dem Kirchhof mußte ich suchen, ehe ich das  
Grab fand, ungepflegt zwischen den anderen Gräbern.  
Ein einfaches Holzkreuz hing schief ins Gras, weiß  
ausgestrichen. Vorin stand eine Inschrift, vom Regen  
verwaschen, kaum noch zu lesen, in ungelieben sindlich  
verschnörkelten Lettern:

„Hier liegt mein Großvater Jakob Heimling  
begrabnen.“

Als ich das las, fielen mir die Tränen aus  
den Augen. Und doch war mir's, als hörte ich helle  
Kinderstimmen singen.

Eine heilige Stunde saß ich vor dem Kreuz,  
daß ein Landstreicher einem Landstreicher errichtet  
hatte. Dann ging ich still und war froh, daß ich  
keinen Menschen traf.

Zum letzten Mal stand ich am Hessenblick und  
sah das Dorf des Vorsteher Jakob. Ein Mensch kam  
weit vom Rhein her in die Blätter, das zog  
den Berg hinunter, über die wohlgepflegten Bäume  
des schönen Weges und über die blanken Dächer  
von Weroth. Ein Fischreicher kam unten aus der  
Wiese, stieg auf bis vor den lichtgelben Wolken-  
rand und flog hoch über mich weg. —

# Feuilleton.

## Brunnen-Inschrift.\*

Ich bin der Erde kühles Blut.  
Hier schöpft von meiner ewigen Flut,  
wo sie aus Dunkel kommt und quillt  
und rauschend eure Krüge füllt.  
Ihr hört, indes ihr schöpft, mein Wort:  
ihr tragt nicht Wasser mit euch fort;  
den Schatten meines ewigen Fliessens,  
habt ihr in euren schweren Krügen.  
Ihr trinkt — da fasst euch Sehnsucht an,  
der keine Wanderfahrt genügen  
und die kein Sturm verlöschen kann.  
Ihr trankt die Flut der ewigen Zeit:  
mein ist die tiefste Trunkenheit. —

Wilhelm v. Scholz.

**Im Frühling.** Frühling im deutschen Bergland. Die Luft ist klar und rein. Schon wärmt die Sonne. Im Grunde ein übervoller Bach, ein Einlehrwirtshaus, eine Mühle. An den Hängen Felder, Wiesen und Wald. Wie ein helles Band läuft die Straße über Berg und Tal. Auf einer noch lachenden Jungbuche sitzt ein Staar im schillernden Hochzeitsgewand und singt; singt, daß sein Körper vor Lust zittert und schwingt.

Im sonnenwarmen Garten, auf einer Lattenbank Mann und Frau. Ein langes, langes Leben hindurch haben sie einander angehört, die Gesichter sind einander ähnlich geworden, fast gleich. Und sie schenken und denken an ihre Jugend zurück. Sie rückt näher an ihn und faßt seinen Arm. „Weißt Du noch? . . .“

Ein Biergarten vor der Stadt. Das Bier muß gut sein und die Sonne gnädig: Einige sind schon in Hemdsärmeln, andere sitzen auf dem jungen Rasen, der ganz mit Blumen durchwirkt ist. Abgesondert von den anderen ein junger Mann und ein Mädchen. Eifrig redet er auf sie ein. Und sie hört ihm zu, Vertrauen in den blauen Augen: Junge Liebe im jungen Jahr.

Ganz unten ein volles Orchester. Ein Kind führt den Taststock: Der Frühling in eigener Person. Die Stellung der Musitanten zeigt den Charakter jedes einzelnen Instrumentes.

Frühling! Die Brust wird weit. Heraus mit „die hellen Tönen“, wer kein Sauertopf ist! . . .

**Das Mastschwein als Herr der Welt.** Die Geschichte der römischen Kaiser stellt eine lange Liste von Ungeheuern und Verrückten aller Art dar, die mir hier und da durch eine weniger widerwärtige Gestalt unterbrochen wird. Es sieht mitunter aus, als wenn die Soldaten, die den Kaiserthron nach ihrem Belieben besetzten, einen Sport daraus gemacht hätten, möglichst den Ungeeigneten zum Herrn der Welt zu erheben. Ziemlich das Tollste, was die Legionen in dieser Hinsicht sich geleistet haben, fällt in das Jahr 69 n. Chr. Man nennt dies Jahr das Dreikaisjahr, weil es die Regierungzeit dreier Eintagskaiser von Militärs Gnaden in sich schließt: Galba, Otho und Vitellius wurden nacheinander erhoben und gestürzt. Sie waren alle drei nicht die besten Brüder, aber Vitellius ist doch bei weitem der Schönste unter ihnen. Mit einem bezeichnenden Ausdruck hat ihn ein antiker Geschichtsschreiber das kaiserliche Mastschwein genannt. Dieser Herr der Welt zeichnete sich in der Tat durch weiter nichts vor gewöhnlichen Sterblichen aus, als durch eine ganz unglaubliche Gefrädigkeit. Er hat denn auch als Kaiser seinen Beruf bloß darin erbracht, möglichst den ganzen Tag mit Verschlingen möglichst großer Mengen von Speise und Trank zu zubringen.

Das zeigte sich schon gleich nach seiner Erhebung, die in Köln a. Rh. erfolgte, wo er als Statthalter der Provinz Germanien sich aufhielt. Die Legionen, die ihn auf den Schild gehoben hatten, zogen in Elmärschen über die Alpen nach Italien, um den Anhang Othos zu bezwingen. So rasch konnte Vitellius aber wegen seiner kulinarischen Genüsse nicht nachkommen. Auf dem Schlachtfeld von Bedriacum, wo Othos Heer von den germanischen Legionen niedergemacht wurde, erschien er erst, als

\* Aus „Der Spiegel“. Gedichte von Wilhelm v. Scholz. Leipzig. Hermann Stemann Nach. Pr. A. 2,50.

die riesige Masse unbegrabener Leichen längst am Werke war, und weidete seine Augen an dem Ausblick, ja, seine Nase an dem Gestank; er bemerkte nämlich ausdrücklich, daß ein erschlagener Feind vortrefflich rieche. Nebenfalls, der Appetit verging ihm nicht daran, sondern er aß auf der Weiterreise für zehn Mann — sein, wenn's zu haben war. Es kam ihm aber auch nicht darauf an, in Kneipen am Wege einzutreten und die Speisen vom vorigen Tage mit Gier zu verschlingen. In Rom angekommen, begann er eine Majestät ohnegleichen. Abgesehen von einigen Kneipen, hat er während seiner Regierung überhaupt nichts anderes getan, als immerzu getafelt. Wenn dies unmöglich scheint, der sei darauf hingewiesen, daß Vitellius, wie das übrigens unter Romas oberen Behausenden schon seit mehr als hundert Jahren seine Sitte war, tagsüber öfter Brechmittel nahm, um den überfüllten Magen auszuleeren und wieder aufnahmefähig zu machen.

Den Ankunftschaus gab ihm sein Bruder; dabei wurden unter anderem zweitausend Fische und siebentausend Vögel der ausserlesenen Sorten aufgetragen. In diesem kostspieligen Stile ging es dann die Welt um weiter bei den reichsten Leuten Rom; da kam seinem ein einziger kaiserlicher Besuch unter 400 000 Sesterzien (über 110 000) zu stehen. Er ließ aber auch selber auf Reichskosten gehörig Geld springen. So vertilgte der Kaiser eines Tages mit seinen Kumpaten von einer großen silbernen Schlüssel, die er den Schild der Minerba nannte, und für 170 000 Mark erworben hatte, ein Misenragout von Flamingozungen, Fasanen- und Pfauenhirn, Muränenmilch und ähnlichen Seltenheiten, die aus aller Welt von Persien bis zur Straße von Gibraltar mit Hilfe der römischen Kriegsflotte zusammengebracht worden waren und natürlich ein fabelhaftes Geld kosteten. Man kann sich also nicht darüber wundern, daß die kaiserliche Tafel während der sieben Monate, die Vitellius als Herr der Welt mit Gastmählern verbrachte, die höchste Summe von 140 Millionen Mark (900 Millionen Sesterzien) verschlang. Die nötigen Gelder wurden natürlich auf dem Wege der Expressung aufgebracht. In Sans und Braus ging es so bis zum Monat Dezember des Jahres 69, der wegen der Karnevalsfreuden des Saturnaliafestes an die Sparsamkeit und Verdauungsverzögerung des Kaisers ganz besonders hohe Anforderungen stellte. Da kam aber auch von den aufständischen Legionen in Afrika das Verderben, dessen Nahrhafte schon lange niemandem ein Geheimnis war, als dem Kaiser selbst: bloß mit seinen Schmäusen beschäftigt — „gleich den Tieren“, sagt Tacitus, „die träge das liegen, wenn sie nur ihr Futter kriegen“ — hatte er überhaupt nicht die mindeste Notiz davon genommen, daß die Rebellen siegreich immer näher rückten, bis sie während der Kaiseraden auf einmal in Rom eindrangen. Nun war es mit den Gaststätten aus, dem Volk zur Schau ward Vitellius durch die Straßen geführt, abgetan und der Leichnam an einem Soden in die Tiber geschleppt. — ad.

**Die Kultur des Pfirsichs.** Noch immer gilt der Pfirsich als eine sehr anspruchsvolle Pflanze, an deren Kultur sich niemand so leicht heranwagt. Und gewiß war es nach der alten Methode der Pfirsichzucht nicht so ganz einfach, alle die vielen Maßregeln anzuwenden und die Vorschriften zu befolgen, welche bei der Kultur dieses Obstbaumes in Gebrauch waren. Man pflegte Pfirsiche an Spalieren und Wänden zu ziehen, dabei mußte man die üppig wachsenden widerspenstigen Triebe und Zweige vorsichtigsmäßig abschneiden, und der Schnitt ist bekanntlich überhaupt eine heikle Sache. Sodann waren die Spalierwände im Winter durch Rohrmatten oder dergleichen zu schützen, kurzum, es gab da allerhand Umständlichkeiten, an die nicht jedermann herangeht. Dazu kam noch, daß Pfirsiche selbst als junge Pflanzen recht teuer waren. Neuerdings ist in der Kultur des Pfirsichs eine totale Änderung eingetreten, auch ist durch Einführung der amerikanischen Frühpfirsiche die Reife der Früchte in jedem Jahre gesichert, während es bei den früheren französischen Sorten, die allerdings meistens edler sind, als die amerikanischen, häufig vorkam, daß die Früchte in etwas kühleren Gegenden nicht reif wurden. Der Pfirsich ist in vieler Beziehung sogar eine recht anspruchslose und unempfindliche Pflanze. Er bedarf durchaus nicht eines sogenannten guten Bodens. Im Gegenteil, soll der Pfirsich gesund bleiben, so darf er nicht in ein zu fruchtbare, üppiges oder schweres Erdreich gepflanzt werden. Er gedeiht am besten in einem lockeren, sandigen Boden, dem es nicht an Kalk fehlt. Die amerikanischen Sorten sind auch sehr winterhart. Überhaupt leidet der Pfirsich selten infolge von Kälte. Ein wenig empfindlich ist er nur gegen Ausgang des

Winters, wenn die Sonne schon viel Kraft hat und die Zweige am Tage sehr erwärmt werden; während es in der Nacht wieder gefriert. Die einzige wirkliche Schwierigkeit bei der Pfirsichzucht besteht darin, daß der Baum zu früh, schon Mitte April, blüht, und daß zu dieser Zeit die Blüten leicht durch Nachtfroste zerstört werden können. Die Blüten des Pfirsichs sind durchaus nicht empfindlicher als die der Kirsch, nur daß sie sich um reichlich zwei Wochen früher entfalten und da eben eher einem Nachtfrost zum Opfer fallen.

Wenn man den guten Willen hat und etwas Mühe nicht scheut, so kann man von den Blüten des Pfirsichs den Frost weit leichter abhalten als von denen eines anderen Baumes. Denn der Pfirsich bleibt sehr niedrig, es kann deshalb sehr leicht ein einfaches Gerät von dünnen Stangen um ihn herum gebaut werden, das mit Decken und Tüchern behängt wird. Am Tage wird das Deckmaterial von dem Gerüst genommen, das so lange stehen bleibt, als die kalten Tage anhalten oder als die Blüte währt.

Die neue Kultur des Pfirsichs besteht aber darin, daß man diesen als einen wilden Strauch wachsen läßt wie er will. Es wird nichts an ihm geschnitten, nichts an ihm getan. So bleibt er gesund, seine Triebe wachsen sich aus und das Holz reift vor dem Winter besser aus. Er wird ein runder Busch. Gegenwärtig beredet man die Pfirsiche meistens, aber man geht allmählich dazu über, dieses Obstgehölz nur noch aus Samenfernen anzuziehen. Der Stern wird im Herbst an der Stelle in die Erde gesetzt, um welcher der Baum stehen bleiben soll. Er wächst nun rasch heran, und so dankbar ist der Pfirsich, daß er schon im dritten Jahre des Wachstums frische Blüten liefert.

Wird er verpflanzt und beredet, so tritt die Fruchtbarkeit erst später ein. Leider ergeben nur nicht alle aus Samen gezogenen Pfirsiche gute Früchte, und die Bedingungen, unter welchen man durch Aussaat auf edle Sorten rechnen kann, sind noch nicht ganz ausfindig gemacht worden. Aber nach dieser Methode des Aussäens ist der Pfirsich überhaupt keine so kostbare, d. h. Geld kostende Pflanze mehr, sie ist zu der Wohlfeilheit des Stachelbeerstrauches hinabgedrückt worden. Lieferst irgend ein Pfirsich keine guten Früchte, so wird er umgehauen und ein anderer Pfirsichstein in die Erde gelegt. Als Saatferne sollte man die Steine von neueren amerikanischen Sorten, besonders von Almsden und Frühe Alexander benutzen, die sehr früh reifen und recht widerstandsfähig sind. In vielen Fällen besitzen die aufwachsenden Pfirsiche die guten Eigenschaften der Mutterpflanzen. —

**Schutzuntersatz für Kochtöpfe.** Zur Verhütung des Anbrebens von Speisen dürfte eine neue Erfindung Beachtung verdienen, die aus zwei zusammengesetzten Blechhälften mit einer feuersicheren, mineralischen Zwischenlage besteht. Die Füllung aus unverbrennlichen Mineralien hat den Zweck, die intensive Übertragung der Hitze der benutzten Feuerzeug auf die zu bereitende Speise zu verhindern, während sie anderseits dafür sorgt, daß ein ständiges und langsames Kochen erzielt wird. Man benutzt die kleine Erfindung am besten in der Weise, daß man die betreffende Speise zunächst anfacht und nun den Schutzuntersatz zwischen Töpf und Feuerung bringt. Zur möglichst bequemen Handhabung sind diese Schutzuntersätze, die sowohl für große als auch für kleine Töpfe hergestellt werden, mit zwei seitlichen Griffen versehen. Derartige Untersätze erfüllen ihren Zweck gleichmäßig gut bei Töpfen aus Eisen, Ton, Porzellan usw., und es ist auch gleichgültig, ob man Kohlen-, Dicks- oder Gasfeuer verwendet. Da die langsame Kochzeit erforderlich ist, ein reichhaltiges und köstliches Essen erfordert, wenn sie wirklich wohlschmeckend auf den Tisch kommen sollen, so ist die Verwendung solcher Schutzuntersätze bei dem Kochen von Hülsenfrüchten, bei der Herstellung von Kleinspeisen, beim Auslassen von Fett, beim Rösten von Semmeln, beim Auflösen von Gelatine, sowie auch beim Braten und Schnoren von Fleisch wohl ein pfehlswert. Beim Baden ist es zweckmäßig, den Schutzuntersatz sofort mit der Form auf die Feuerung zu bringen, da es sich hier von vornehmlich darum handelt, den Prozeß langsam einzuleiten. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.